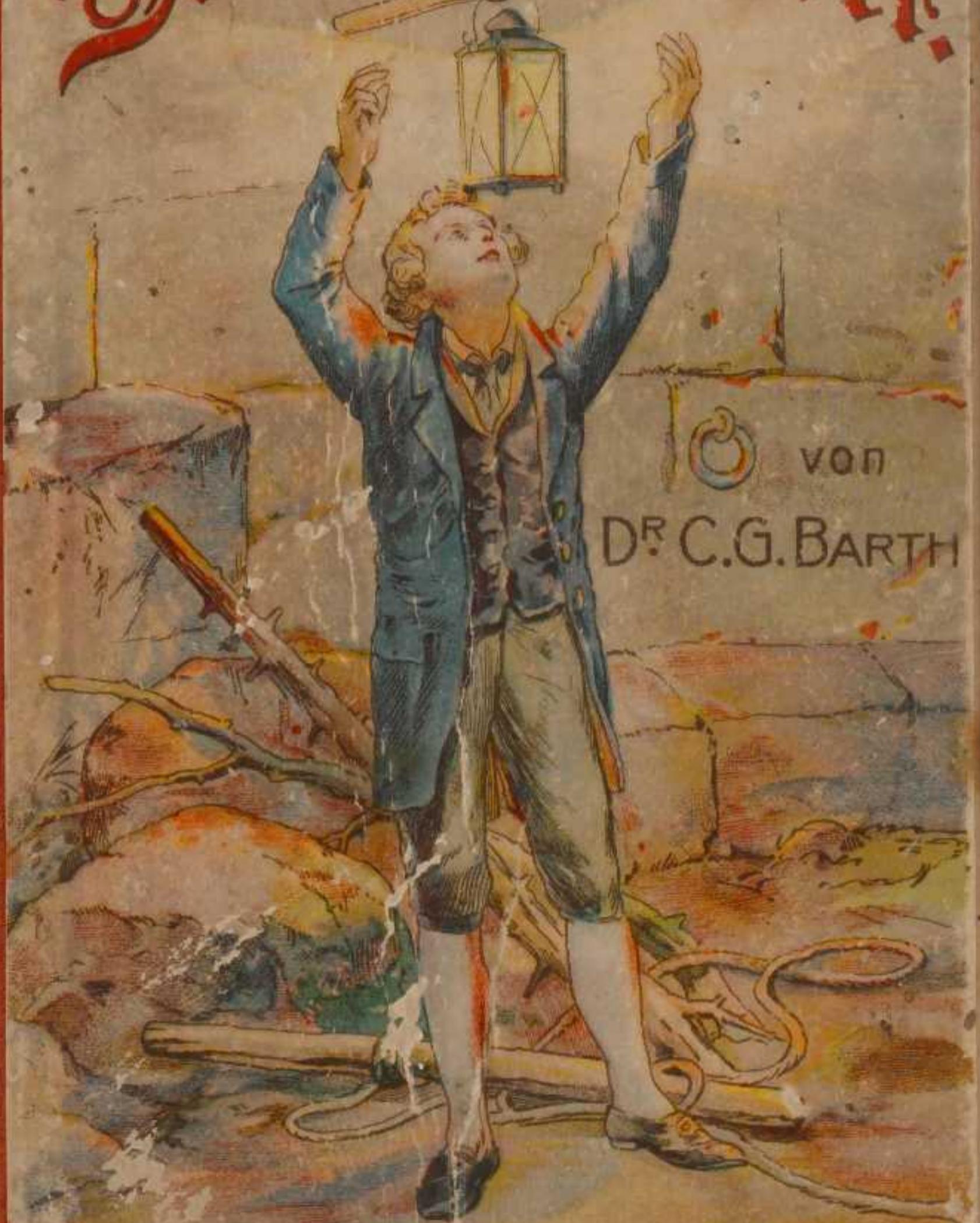
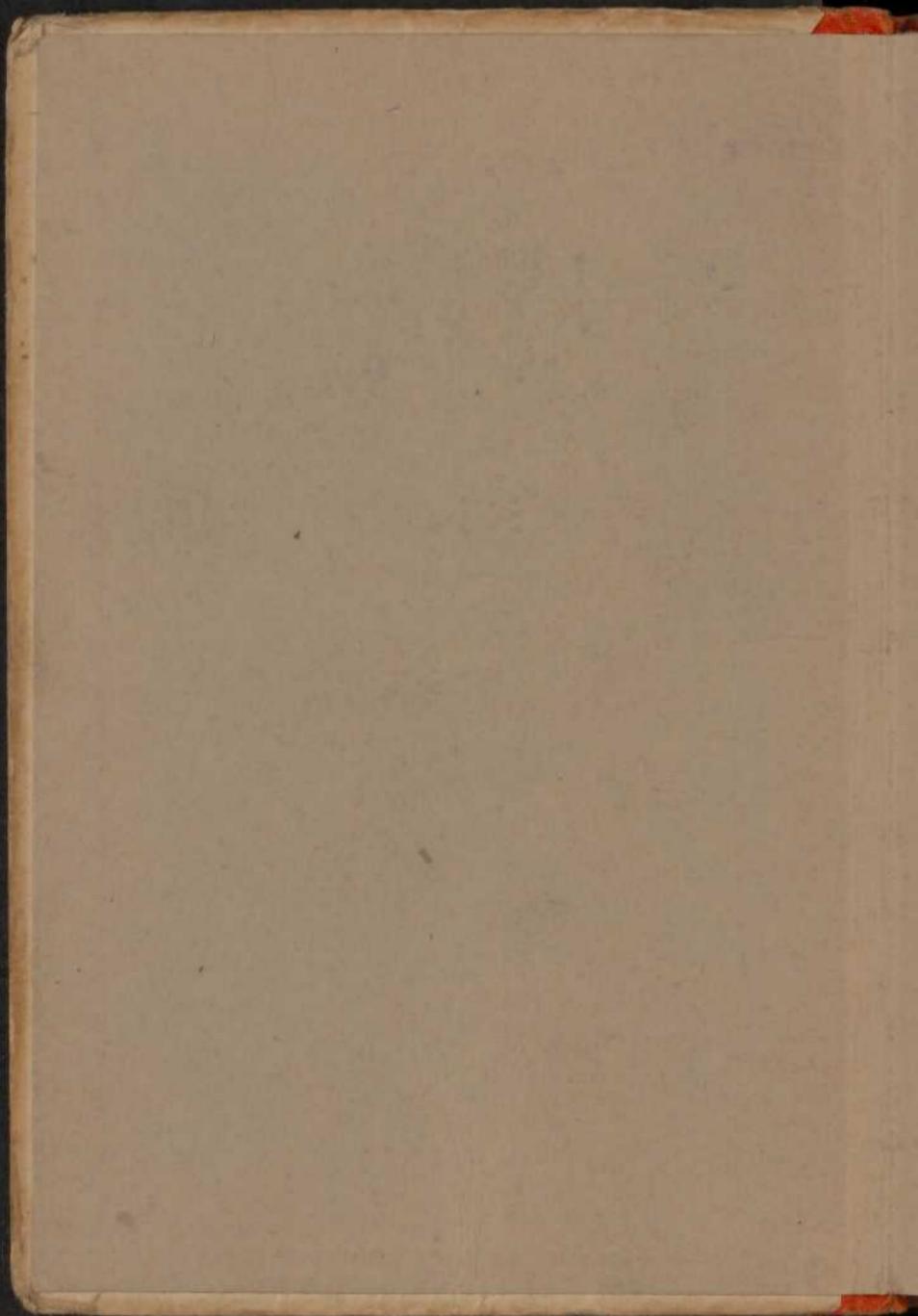


Die vier Brüder.



von
DR. C.G. BARTH

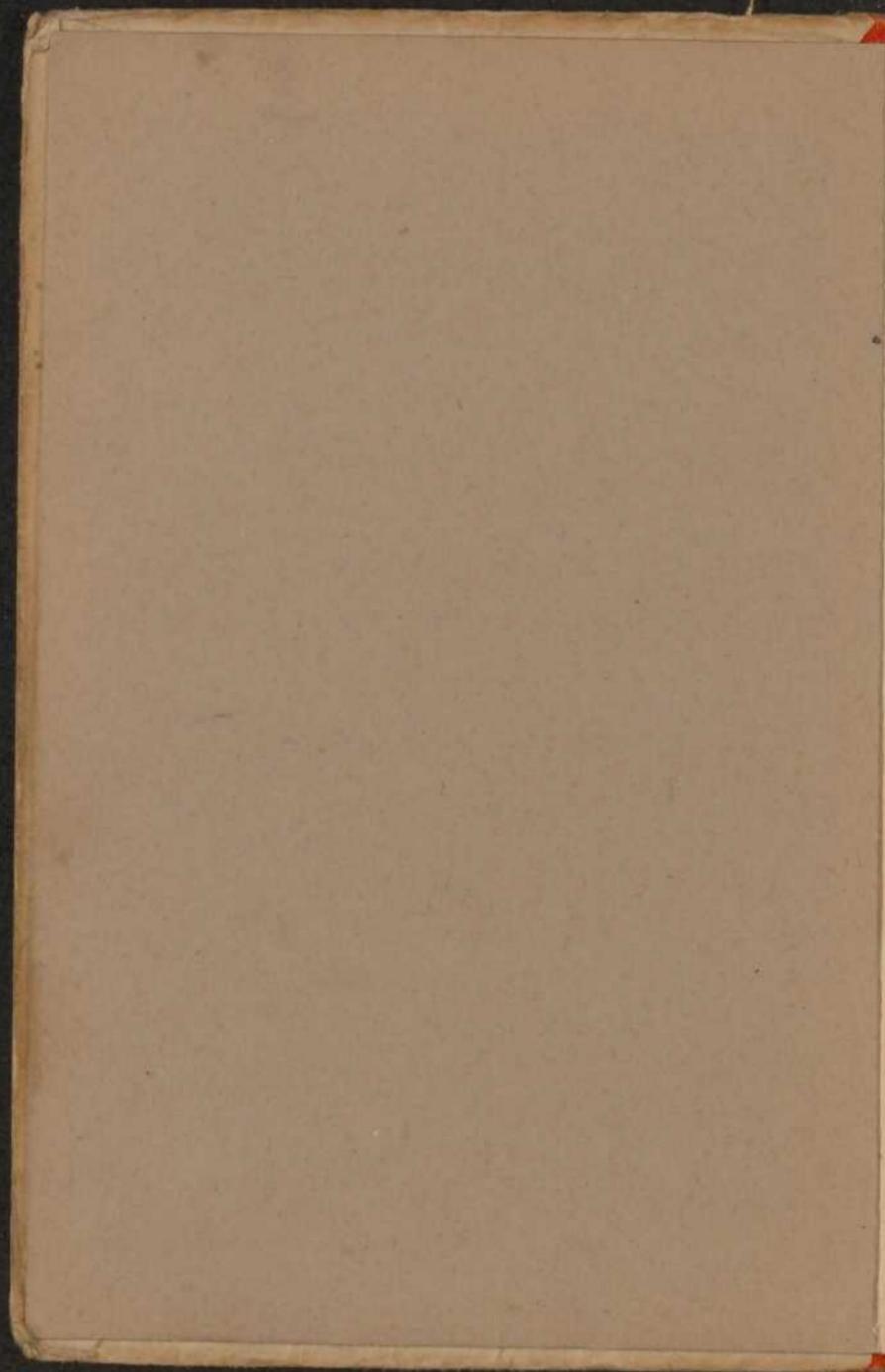


Edmundt Becken 134
Nordenheim

Märkte

Rozale Geisig

Jan. Post 127. W. me



Die vier Brüder.

Erzählung

von

Chr. G. Barth.

— Neue Ausgabe. —



Konstanz.

Christlicher Buch- und Kunstverlag.

Carl Hirsch H.-G.

Die vier Brüder.

Mein Onkel erzählte mir folgende Geschichte aus seinem Leben:

„Ich weiß nicht mehr, war's im Jahr 1771 oder 72, daß ich einen Verwandten besuchte, der als Amtmann in Aussenburg in der Oberlausitz wohnte. Seine Familie bestand aus vier lebhaften Knaben von 9 bis 13 Jahren. Aber was man jetzt Munterkeit heißt, das hieß nach den damaligen strengeren Erziehungsgrundsätzen Mutwillen; was man jetzt als Ausbruch jugendlichen Feuers betrachtet, entschuldigt, zu leiten, unschädlich zu machen sucht, das wurde damals fast wie Nordbrennerei verdammt und als strafwürdiges Vergehen behandelt. So war's wenigstens in dem Hause des Amtmanns. Vater und Mutter waren streng und hart aus Grundsatz, und der Hauslehrer, ein bemooster Leipziger Magister, war ein rücksichtsloser Schlaghart, dessen Stab zwar viele Schwielen machte, aber weder Blüten noch Früchte trug wie Arons Stab, freilich auch nie ins Heiligtum gestellt wurde. Seid nur froh und dankbar, daß ihr nicht unter seinem Szepter stehen müßet! Setzte einer von den Knaben ut mit dem Indikativ, oder tantum abest mit potius, so kam dafür die Rute oder der Stock; erschien er fünf Minuten zu spät bei Tische, ditto; war er nur dem Hund oder der Katze die Treppe hinauf nachgesprungen, was freilich sehr unnötig, aber doch auch kein Verbrechen ist, so gab's Schläge; jeder Purzelbaum trug Ohrfeigen, jeder

Freudensprung wurde mit Tränen vergolten. Die jungen Spartaner und die Inkas in Peru konnten kaum in strengerer Zucht leben. Oft hörte ich die Knaben morgens in ihrem engen Lernstübchen, wenn sie in lateinischen Übersetzungen Fehler gemacht und rote Striche auf die Schrift und auf das Sitzfleisch bekommen hatten, zusammenheulen, wie eine Kuppel eingesperrter Jagdhunde. Wenn ich dann den Eltern Vorstellungen darüber machte, so beriefen sie sich auf den Spruch: „Bösheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Rute der Zucht wird sie ferne von ihm treiben“, und meinten, „bei solchen Burschen sei kein Streich verloren als der“, wie man im Schwabenland sagt, „neben 'nunter fällt.“

Nun, was die Bösheit betrifft, so war's freilich nicht ganz leer, und sie taten dem alten Magister zum Rekompens insgeheim manchen Tord an; aber eigentlich bössartig waren sie denn doch nicht, soweit ich sie kannte; und auf die mutwilligen Streiche, die sie an ihrem Quälgeist verübten, wären sie wohl nie verfallen, wenn er sie menschlicher und freundlicher behandelt und sich Mühe gegeben hätte, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu gewinnen. Ich will nur einen dieser böshaften Streiche erwähnen. Der Speisesaal, wo wir gewöhnlich aßen, war neben der Küche, und die Fliegen waren in diesem Jahr fast so ungewöhnlich geraten wie zur Zeit der vierten ägyptischen Plage, so daß man bei Tische ungemein von ihnen belästigt wurde, niemand aber mehr als der alte Magister, dessen gepuderte Stutzperücke besonders an der Stirne und an den Schläfen ganz schwarz mit Fliegen garniert war wie ein Trauerbrief. Wenn sie der Magister auch hundertmal wegjagte, so kamen sie doch immer wieder, und je ungeduldiger und

mürrischer er darüber wurde, desto geneigter war die Tischgesellschaft, sich darüber zu belustigen. Einer meinte, die Fliegen wollten von der Gelehrsamkeit, mit der sein Kopf angefüllt sei, etwas profitieren; ein anderer bemerkte, es sei doch besser, sie auswendig als inwendig zu haben; ich aber dachte mir gleich, die Knaben werden ihm einen Pöffen gespielt haben. Nach Tisch ging ich in den Garten; es war ein heißer Septembertag und das Obst in der Zeit der Reife. Ich aß es am liebsten vom Baume; und ich wußte, daß die Knaben, die bis zwei Uhr frei hatten und deren Zutrauen ich bereits besaß, mir auf dem Fuße folgen würden. Als ich sie unter einem Apfelbaum beisammen hatte, fing ich an zu examinieren: „Nicht wahr, ihr habt den Fliegen den Auftrag gegeben, eurem Lehrmeister so übel mitzuspielen?“ Sie konnten das Lachen nicht unterdrücken, und nachdem ich ihnen hatte versprechen müssen, niemanden etwas davon zu verraten, gestanden sie mir, sie hätten seine Perücke mit süßem Himbeersaft bestrichen und mit feingestossenem Zucker gepudert. Ich hielt ihnen eine kleine Strafpredigt, konnte mich aber nicht enthalten, im stillen Betrachtungen darüber anzustellen, wie eine solche liebevolle Erziehungsweise ganz darauf berechnet sei, die Herzen zu verhärten und offene Gemüther zur Hinterlist anzuleiten, denn nur wer wer Liebe säet, kann hoffen, Liebe zu ernten. Wirklich hatte auch das harte, strenge Wesen der Eltern und die unbarmherzige Behandlung des Erziehers bei diesen Knaben, deren Gemütsanlage von Natur offen und gutmütig gewesen, den Erfolg gehabt, daß sie alles Vertrauen zu Eltern und Lehrer verloren, und sich aus Furcht vor der allzuscharfen Strafe mit Lügen durchzuhelfen suchten, sobald sie hoffen konnten, die Wahrheit werde nicht ans Licht

kommen, denn in diesem Fall wäre natürlich nur eine verdoppelte Züchtigung zu erwarten gestanden. Die Knaben dauerten mich in der Seele; ich sah voraus, daß sie auf diese Weise immer tiefer in ein verschlossenes heimtückisches Wesen hineingeraten müßten und dadurch sich ihren Lebensweg auf immer, ja bis in die Ewigkeit hinein, verderben würden. Hin und her dachte ich, wie ich es doch angreifen sollte, um den Eltern über diese verkehrte Methode die Augen zu öffnen; aber es war wenig Hoffnung, daß es mir glücken würde; da auf einmal ereignete sich ein Vorfall ohne mein Zutun, der die Kiegel sprengte und in dem ich die weise Führung Gottes nicht verkennen konnte.

Eines Nachmittags kamen etliche Knaben aus der Nachbarschaft zum Besuch. Sie gehörten dem Major, der auf seinem Landgut in Marszewiz wohnte und mit dem die Familie des Amtmanns in freundschaftlicher Berührung stand. Ihnen zu lieb bekamen auch die vier Söhne des Hauses an diesem Nachmittag Vakanz, und der alte Magister machte sich diese Gelegenheit zu nutz, um seinen Kollegen in Prengau zu besuchen und seine Pfeife Tabak, die gleich der Esse eines Hammerwerks unaufhörlich dampfte, auch einmal in Gesellschaft zu rauchen. Da hätten ihr das Jubelgeschrei hören sollen, denn ein solcher Vakanztag war etwas äußerst Seltenes, und alle Strenge der Erziehung hatte die Lebhaftigkeit der Knaben noch nicht dämpfen können; vielmehr brach sie nur um so zügelloser aus, wenn ihr einmal Lust gemacht wurde, und daß es dann manchmal auch über die Schnur ging, war nicht zu verwundern. Mit freudigem Lärm stürmten sie miteinander aus dem Hause und dem benachbarten Hügel zu, auf dem die Ruinen des alten

verfallenen Schlosses Auffenburg standen; denn dort wollten sie den Nachmittag zubringen. Ich glaube, es war alles schon im voraus heimlich verabredet; und die Knaben hatten den Majorsjöhnen ein Brieflein zustecken lassen und sie aufgefordert, um einen Besuch in Auffenburg anzuhalten, weil sie wußten, daß dann Vakanz gegeben werde. Gern wäre ich mitgegangen, um Unfug zu verhüten und ihnen dadurch schlimme Folgen ihrer Lustigkeit und etwaige Strafen zu ersparen; aber ich hatte gerade Briefe bekommen, die beantwortet werden mußten, und so blieb ich auf meiner Stube.

Auf der Ecke des alten Bergschlosses Auffenburg stand ein Turm, oder vielmehr, er stand damals nicht mehr, sondern war längst eingestürzt, und die Bauern hatten die Steine hinweggeführt, um eine Zehent-scheuer davon zu bauen. Aber der Turm sollte nach der Sage ebenso tief unter den Boden hinabreichen, als er einst über denselben emporragte, und die Knaben waren gerade im umgekehrten Fall wie das Haberhalmchen, von dem es in Hebel's „Alemannischen Gedichten“ heißt:

jo, und 's sticht's der Wunderwis,
's möcht' numme au wisse,
wie 's denn witer obe isch — —

sie waren schon lange neugierig, zu erfahren, wie es wohl auch da unten in dem Turme aussehen möge. Zu diesem Ende nahmen sie einige Stricke aus der Scheune mit, natürlich ohne Erlaubnis. Als sie auf dem Hügel ankamen, mußten zuerst die Haselnußbüsche, die rings umher reichlich wucherten, ihren Tribut entrichten, und manchen derselben ging es dabei wie den Untertanen des Pascha von Agypten: sie behielten gar nichts für sich übrig und mußten sich auf die nächste

Ernte vertrösten. Dann wurde auf dem grünen, reichgestickten Teppich der Natur Mahlzeit gehalten, wozu Brot und Obst und süßer Obstmost von Hause mitgebracht worden war. Der Amtmann hatte nämlich seine Jugendzeit in der Pfalz zugebracht und dort die Bereitung des Obstmosts kennen gelernt und in seinen neuen Wohnort verpflanzt. Nachdem sie sich alle hinlänglich gelabt hatten, hieß es: „Nun, wer will hinunter in den Turm?“ Ludwig, der älteste von den Söhnen des Amtmanns, erbot sich dazu. Er war der kühnste und unternehmendste von allen. Die Majorsöhne, die eine bessere Erziehung genossen, warnten vor etwaigem Unglück und meinten, es könnte da drunten allerlei schädliches und gefährliches Ungeziefer sein, und erzählten von einem ähnlichen Turm in ihrer Nachbarschaft, der ehemals als Gefängnis gebraucht worden. Da sei einmal einer drunten gefessen; so oft man dem an einem Seil das ärmliche Essen hinuntergelassen, habe er jedesmal eine Eule, deren es in dem Turm eine Menge gegeben, in das Tuch, worin sein Brot gewesen, eingewickelt und dagegen heraufgeschickt. Allein Ludwig ließ sich nicht bange machen und bestand darauf, er wolle die Fahrt in den Schacht unternehmen. Er band sich das alte Scheunenseil um den Leib, nahm als ein echter Bergmann ein brennendes Licht in die Hand und ermahnte seine Kameraden, sie sollten nur das Seil fest halten und ihn recht langsam hinunterlassen. Die Knaben taten ihr Möglichstes; aber als Ludwig zwei Dritteile der Tiefe erreicht hatte, riß das Seil und er stürzte mit großem Geschrei hinunter. Nun denkt euch den Schrecken der armen Jungen! Daß sie nicht vor Bestürzung auch hinunterstürzten, war alles. Anfänglich standen sie so unbeweglich da wie die alten

Sich umher, dann sängen sie an in den Turm hinabzurufen, erhielten aber keine Antwort, und ihre Bangigkeit wurde dadurch noch größer. Endlich nach langem Rufen hörten sie einige jammernde, unverständliche Laute, ein dumpfes Achzen, das sie als die letzten Seufzer ihres verschiedenden Bruders betrachteten. Ein plötzlicher Schrecken kam über sie, daß sie ohne Aufenthalt den Berg hinabließen, wie wenn ein Gespenst mit rasselnden Ketten hinter ihnen her wäre. Erst unten am Fuße des Berges machten sie Halt und berieten sich miteinander, was nun anzufangen sei. „Was anfangen?“ sagte der zweite Bruder, Moriz, „wir haben keine Wahl. Dem Ludwig ist doch nicht mehr zu helfen, der ist verloren und so gut wie tot. Sagen wir etwas, so werden wir vom Vater und vom Magister halb tot geschlagen, und doch ist niemanden etwas damit geholfen. Schweigen müssen wir, keinem Menschen etwas von dem Borgefallenen entdecken; der Ludwig ist von uns weggelaufen, wir wissen nicht wohin. Ihr müßt mir alle feierlich versprechen, gegen keine Seele etwas verlauten zu lassen, sonst haben wir's furchtbar zu büßen.“ Die andern waren alle damit einverstanden; sie gaben sich gegenseitig das Wort, nichts zu gestehen, bei allen Drohungen standhaft auf der ersten Aussage zu beharren, der Ludwig ist weggelaufen, wir wissen nicht wohin. Auch die Majorssöhne mußten das versprechen, und eilten dann, ohne noch einmal im Amthause einzukehren, auf dem nächsten Wege nach Haus, fest entschlossen, einen solchen Gang nie mehr zu machen.

Abends nach Sonnenuntergang kamen die Knaben nach Hause, gingen aber mäuschenstill auf ihre Stube. Der Magister war noch nicht da, und sonst fragte niemand danach, weil man gewohnt war, die ganze

Erziehungslast auf den Schultern des Hauslehrers liegen zu sehen. Die einen mochten denken, sie seien von dem langen Umherspringen müde; andere, die es besser verstanden, dachten: „Die haben gewiß wieder etwas geboßget, sonst wären sie nicht so degenmäßig; ihr böses Gewissen wird ihnen das Maul zugebunden haben.“ Unglücklicherweise stand es auch gerade diesmal sehr lange an, bis man zum Nachtessen ging; es hatte Feldgeschäfte gegeben, und da mußten die Tagelöhner vorher abgefertigt werden. Als die Tischglocke erschallte, war es schon halb zehn Uhr.

Wer gewußt hätte, was diesen Nachmittag auf den Burgruinen vorgekommen war, der hätte sicher gedacht, die Knaben würden sich unter irgend einem Vorwand bald zu Bette gelegt haben, um nicht bei Tische erscheinen zu müssen; aber eine solche unverzeihliche Übertretung der Hausordnung wagten sie doch nicht, um so weniger, da sie ohnedies heute schon genug auf der Nadel hatten.

Nun, die Knaben erschienen richtig bei Tische; aber natürlich nur zu dreien. „Wo steckt denn der Ludwig?“ fragte der Vater. „Wir wissen's nicht“, sagte Moriz. „Er hat uns unten am Berge verlassen“, setzte Hugo hinzu, aber schon mit einer befangenen, etwas ängstlichen Stimme, die dem scharfen Beobachter das böse Gewissen verriet. Der Vater sprach nichts, blickte aber die Knaben mit dem gefürchteten strengen Ernst an, vor dem sie immer die Augen niederzuschlagen pflegten. Darauf fing der jüngste, Julius, an, am ganzen Leibe zu zittern und zu beben und brach in einen Tränenstrom aus. „Um Gottes willen, wo ist Ludwig?“ rief die Mutter voll Angst. Dieser Ton ging den Kindern durchs Herz: die mütterliche Bekümmerniß und das Mitleiden mit dem verun-

glückten Bruder durchbrach auf einmal den Vorsatz des hartnäckigen Schweigens und Verleugnens; die kindliche Empfindung, die durch den kalten Frost der Erziehung nur zurückgedrängt, nicht getödet war, machte sich Luft; mit lautem Weinen und Schluchzen fielen sie alle vor der Mutter nieder, umfaßten ihre Kniee, konnten aber kein Wort hervorbringen. Ich war von diesem Auftritt lebhaft ergriffen und fürchtete, es möchte ein Unglück geschehen sein. Der Vater sprang zornig auf, ergriff das nächste beste Instrument, ich glaube, es war ein Meßstab, und wollte auf die Kinder hineinschlagen, um ein Geständnis von ihnen zu erzwingen. Ich fiel ihm aber in den Arm und verhinderte ihn daran. „Haben Sie nur ein wenig Geduld; ich will's bald heraus haben“, sagte ich, nahm die drei Knaben mit mir, ging mit ihnen in ein anderes Zimmer, das ich hinter mir abschloß, und sagte zu Moriz: „Nun heraus mit der Sprache! Mir dürst ihr's wohl sagen; ihr wißt, daß ich euer Freund bin und es in allem gut mit euch meine. Sage mir offen, was ist mit Ludwig geschehen?“ Sie erzählten mir auch sogleich die ganze Geschichte ohne Rückhalt, denn sie wußten wohl: mich hatten sie nicht zu fürchten. Natürlich erschrak ich sehr und dachte: „Was wird's da werden! Da muß ein Wunder geschehen, wenn der Knabe noch mit dem Leben davonkommen soll.“ Indessen suchte ich meine Gemütsbewegung möglichst zu verbergen, trat schnell und anscheinend ruhig in den Speisesaal, und sprach zu den Eltern: „Geben Sie mir nur die Knaben mit; in Zeit von einer Stunde schaffe ich Ihnen den verlorenen Ludwig wieder her!“ Mehr sagte ich aber nicht; denn war der Knabe noch am Leben, so konnte ich die unnötige weitere Angst wohl ersparen: und

war er nicht mehr zu retten, so erfuhren sie die schreckliche Neuigkeit immer noch früh genug, nachdem man einmal Gewißheit darüber hatte. Dennoch waren sie vor Schrecken starr und wie vom Blitze gerührt. Ich ließ mich aber dadurch nicht aufhalten, war froh, daß sie gar keine Ahnung von dem traurigen Ereignis hatten, und zog unverweilt die Kinder mit mir fort, zum Hause hinaus, nicht um sie als Wegweiser zu gebrauchen, denn ich wußte den Weg nach der Aussenburg wohl, sondern um sie den Mißhandlungen zu entziehen, denen sie in meiner Abwesenheit unfehlbar ausgesetzt gewesen wären.

Mein erster Gang war zum Schultheißen des Dorfs, den ich als einen wackeren, entschlossenen Mann kannte. „Schaffen Sie mir sechs starke Männer an“, sagte ich, „aber augenblicklich; die Sache hat große Eile und es handelt sich um etwas Wichtiges.“ Mehr entdeckte ich ihm nicht, weil er es nicht verlangte. Er zog sogleich die Glocke, um seinen Amtsdieners herbeizurufen, und gab diesem die Namen von sechs Männern an, die in der Nachbarschaft wohnten und denen er zu einer gefährlichen Unternehmung Vertrauen schenkte. Er dachte vielleicht, es sei von der Verfolgung eines Räubers oder von etwas derart die Rede. Als die sechs Männer erschienen, sagte ich: „Nun versehen euch mit Seilen, Stangen, Leitern, Stützen und Laternen!“ Auch das wurde aus den Nachbarhäusern eilig zusammengebracht. „So, jetzt laßt uns den Marsch antreten!“ Wir zogen durchs Dorf hinauf. Hie und da brannte noch in einer Stube ein düsteres Licht, und ein Kopf guckte da und dort verwundert und erschrocken zu dem kleinen Fensterchen heraus und starrte dem seltsamen Zuge durch die nächtliche Finsternis nach. Oben im Dorfe, in

der Nähe der Kirche, stand der Pfarrhof. Der Pfarrer hatte noch Licht; er war ein sehr tüchtiger Mann; ich eilte hinauf und bat ihn, auch mitzukommen, wozu er auch sogleich bereit war. Ihm allein erzählte ich in Kürze die ganze Geschichte; die andern alle wußten nicht, was der Zweck dieser nächtlichen Wanderung sei, denn den Knaben hatte ich streng verboten, ein Wort davon laut werden zu lassen. Sie weinten den ganzen Weg entlang, denn immer deutlicher wurden sie sich bewußt, welches großen Vergehens sie sich schuldig gemacht hatten und wie schlimm es für sie auslaufen konnte.

Wir waren am Fuße des Berges angekommen und zogen nun schweigend durch das Gestrüppe zu dem wüsten Schloßgemäuer hinauf. Den jungen starken Männern, die der Schultheiß aufgeboden hatte, war's doch nicht recht wohl bei der Sache, und sie konnten sich eines leichten Schauders nicht erwehren, wie's im Hebel heißt:

„e bizli schuderig, sell leugni nit.“

Bald dachten sie, es sollten Räuber, von denen man Kunde habe, überfallen werden, denn in den benachbarten Wäldern war es, wie man sagte, in der letzten Zeit nicht ganz sicher gewesen; da war ein Reisender bis aufs Hemd ausgeplündert worden; ein andermal war ein einzeln stehendes Haus in der Nacht angegriffen worden, und nur durch die Wachsamkeit des Hofhunds und die Entschlossenheit des Bewohners vor Einbruch verschont geblieben. Wie leicht konnten die Räuber im Gebüsch verborgen sein und ungesehen einen oder den andern von ihnen mit einer Flintenkugel niederstrecken! Bald fielen ihnen auch die Gespenstergeschichten ein, mit denen man sich im Dorfe

trug. Da war einer Bauernfrau, die noch am späten Abend Streu im Walde holte, ein Ritter in schwarzer Rüstung in den Weg getreten, der weder Helm noch Kopf hatte und ihr, als sie erschrocken den Berg hinabrannte, seinen Kopf nachwarf. Ein anderes Mal wollte einer in einem der Fensterlöcher des alten Gemäuers einen schwarzen Hund mit großen feurigen Augen gesehen haben, und was dergleichen Volksfagen mehr sind, die sich an solche alte Trümmer zu heften pflegen. Und wenn einem das ganze Jahr solche Geschichten nicht einfallen, so erinnert man sich ihrer gewiß, wenn man in nächtlicher Stunde einsam durch den Wald geht und der Mondschein seine wunderlichen Figuren an die Bäume und Felsblöcke hinzeichnet. Nicht selten warfen die Männer einen scheuen Blick seitwärts, wenn die Streiflichter der Laternen auf einen weißbemoosten Baumstamm oder ein knorriges Stämmchen einer jungen Hagbuche einen schnellwechselnden Schein warfen. Wer weiß, was sie getan hätten, wäre nicht ihr Pfarrer an der Spitze der nächtlichen Wallfahrt gezogen; sie würden mir wahrscheinlich nicht gefolgt sein.

Als wir in den Umkreis des alten Gemäuers traten, gingen die Knaben voran und führten uns durch verwachsenes Gesträuch zu dem alten verfallenen Turm, an dem wir mühsam durch Schutt und Trümmer hinankletterten: denn ein kleiner Rest des Turmes ragte immer noch über den Boden hervor. Weinend riefen die Knaben hinunter: „Ludwig! Ludwig! lebst du noch?“ Es war ein angstvoller Augenblick, der alle Anwesenden tief erschütterte. Ich hatte nämlich, als wir in den Hofraum der Burg gelangten, meinen Begleitern gesagt, warum ich sie hierher geführt und daß es sich um die Rettung eines Menschenlebens

handle. Mit der gespanntesten Begierde harrten wir auf eine Erwiderung, und ich rief in meinem Innern zu Gott mit heißer Inbrunst. Da kam eine klagende, ächzende Stimme aus dem Abgrund herauf: „Ach, seid ihr da? Warum habt ihr mich denn verlassen? Habt ihr nichts zu essen? Mich hungert gar sehr!“ — „Nun, Gott Lob und Dank!“ rief ich aus dem Innersten meiner Seele, „er lebt noch und ist unverfehrt, denn sonst würde ihm das Essen nicht zuerst einfallen.“

Nun knüpften wir starke Seile zusammen, banden an das eine Ende eine brennende Laterne und ließen sie hinab, um vor allen Dingen zu erfahren, wie tief der Turm war. Als wir das Seil maßen, fanden wir eine Tiefe von 50—60 Fuß. Dazu waren alle unsere Leitern zu kurz, auch wenn wir sie hätten zusammenbinden wollen. Die Laterne wurde wieder hinuntergelassen und Ludwig angewiesen, sie loszuknüpfen und unten zu behalten. Dann zogen wir das Seil wieder herauf, befestigten ein starkes Querholz daran und ließen es abermals hinunter. Ich rief dem Knaben zu: „Nun, Ludwig, setze dich darauf und halte dich recht fest an dem Seil, daß wir dich herausziehen können.“ Quer über die Öffnung des Turms wurde eine starke, runde Baumstübe gelegt, welche zwei Männer halten mußten. Über diese ließen wir das Seil laufen, damit Ludwig nicht an der Wandung des Turms heraufgezogen werden mußte, sondern durch die Mitte desselben. Auch hatten wir ihm mit dem Seil einen kurzen starken Stab hinunter geschickt, mittelst dessen er sich, wenn die Schwankung des Seils ihn der Wand nahe brächte, wieder abstoßen konnte. Allein da er zugleich die Laterne zu tragen hatte und sich doch mit den Armen am Seil festhalten mußte, so trug er doch einige Püffe und Beulen am Kopfe

davon, während wir ihn mit großer Anstrengung in die Höhe zogen. Endlich erschien er an der Oberfläche und konnte seinen beschwerlichen und gefährlichen Sitz verlassen. Die Freude seiner Brüder, ihn unverletzt wiederzusehen, nachdem sie ihn schon für tot gehalten hatten, kann ich nicht beschreiben. Weinend fielen sie ihm um den Hals, baten ihn wehmütig um Verzeihung, daß sie ihn so lange in diesem abscheulichen Kerker hatten sitzen lassen, und waren nicht einmal so feck, alles zu sagen; denn wenn's auf sie angekommen wäre, so hätte er in dem Turme ver-
schmachten müssen, und wenn Vorübergehende seinen Klageruf vernommen hätten, so hätte ihnen kein Mensch mehr die Meinung benehmen können, daß es eben doch mit den Gespenstern in diesem alten Raubnest seine volle Richtigkeit habe. Ludwig erzählte nun, er sei anfangs in Ohnmacht gefallen, ob ihn gleich der Fall wunderbarerweise gar nicht beschädigt habe, und als er wieder zu sich selber gekommen, habe er immer sehnlich auf Erlösung gewartet, denn er habe gedacht, seine Brüder würden ihn doch nicht im Stich lassen. Er habe sich auch vor nichts gefürchtet als vor Schlangen und Drachen, die vielleicht in diesem unterirdischen Nest hausen möchten, und er habe es gar nicht gewagt, umherzublicken, aus Furcht, den glühenden Augen irgend einer giftigen Schlange zu begegnen. Ofters habe er ihnen gerufen, und als keine Antwort gekommen, habe er gedacht, sie seien wahrscheinlich nach Hause gegangen, um ein stärkeres Seil zu holen und ihn herauszuziehen, und da sei ihm die Zeit recht lang geworden. „Aber ihr habt doch dem Vater nichts davon gesagt?“ setzte er hinzu: „Wenn der es erfährt und der Magister, dann wollte ich lieber noch einmal in den Turm hinunter, als die Strafen aus-

halten, die meiner dann warten.“ Er bat mich hierauf aufs dringendste, ich möchte doch den Zorn des Vaters zu befänstigen und die Streiche des Magisters abzuwenden suchen; und ich beruhigte ihn darüber.

Unser Hauptgeschäft, die Befreiung des Gefangenen, war nun abgemacht; aber ein schweres Stück Arbeit stand mir noch bevor: wie ich es den Eltern hinterbringen sollte. Das erforderte wenigstens einige Augenblicke ruhiger Überlegung und Beratung, und zu diesem Ende gingen wir zuerst auf das Pfarrhaus zu. Noch vorher aber entließ ich den Schultheiß mit den sechs Bauern, dankte allen herzlich für ihre bereitwillige Hilfeleistung und drückte den Bauern noch ein kleines Geschenk in die Hand. Im Pfarrhaus fanden wir eine warme Stube, was der vorsichtige Pfarrer schon bei seinem Weggehen angeordnet hatte, denn die Nächte waren schon ziemlich frisch, und Ludwig, der nun über sechs Stunden in dem feuchten, kalten Burgverließ gesteckt war, konnte eine Erwärmung wohl brauchen. Indessen zitterte er nicht sowohl vor Frost als vor Furcht und Angst im Blick auf die Strafe, die er erwartete; denn diesmal, dachte er, werde es aus dem Salz gehen. Er hatte auch unterwegs immer heimlich seine Brüder inquiriert, wieviel wohl die Eltern schon wußten, ob sie sehr böse wären, was der Magister gesagt habe, und dergleichen. Sie hatten ihn aber immer getröstet, er solle nur ruhig sein, es werde alles gut gehen, der Vetter (d. h. ich) werde schon helfen. Wir sprachen ihm gleichfalls Mut ein, erquickten den Hungrigen zuerst mit Speise und Trank, denn auf dem Berge hatte er nichts bekommen, weil niemand daran gedacht hatte, etwas dergleichen mitzunehmen, und dann ging's an eine sorgfältige Reinigung, denn der arme Bursche war mit

Schlamm, Staub, Moder und Spinnweben ganz überzogen. Es war gut, diese Reinigung, wozu die gute Frau Pfarrin mit aller Willigkeit hilfreiche Hand leistete, schon jetzt vorzunehmen, theils um dem Willen der Eltern wenigstens die Spitze abzubringen, theils um dem Knaben selbst mehr Zeit zur Erholung und Fassung zu gönnen. Der Auftritt, dem wir jetzt entgegen gingen, war immer noch schwierig genug, und wir mußten alle Kunst ausbieten, wenn es uns gelingen sollte, die Eltern und den Magister zu besänftigen. Nachdem ich mit dem Pfarrer, der mich zu meinem großen Trost als Adjutant begleiten wollte, den Operationsplan durchgesprochen hatte, traten wir den Feldzug an. Ich machte mir selber Mut durch den Gedanken, wie viel schwerer dieser Gang wäre, wenn wir Ludwig mit gebrochenen Gliedmaßen oder gar tot angetroffen hätten; und während mich dieser Gedanke aufs neue zum Dank gegen Gott für seine gnädige Leitung und Bewahrung antrieb, knüpfte ich daran zugleich die Bitte, er wolle auch diesen Gang segnen und die Herzen der Zürnenden zum Frieden und zur Sanftmut lenken wie Esaus Herz gegen Jakob. Das wagte ich damals noch nicht zu denken, daß dieser unglückliche Fall in das schauerliche Burgverließ, „wo Molch und Unte nistet“, die Veranlassung zu einer glücklichen Wendung der Dinge im Amthaus und die erste Ursache zum späteren Lebensglück der Knaben herbeiführen werde.

Zuvörderst mußten wir unsere Aufmerksamkeit darauf richten, still und unbemerkt ins Haus zu schleichen, damit ich die Knaben vorher auf ihr Zimmer und damit gegen den ersten Anlauf in Sicherheit bringen könnte. Es gelang, weil ich durch eine mir wohlbekannte Hintertüre ins Haus zu kommen mußte. So-

bald ich die Knaben auf ihrer Stube hatte, zog ich den Schlüssel ab und steckte ihn zu mir, und dann erst gingen wir hinunter zu den Eltern. Daß diese sehr erschrafen, als sie mit mir den Pfarrer kommen sahen und die Knaben nicht, ist begreiflich; sie dachten gar nicht anders, als es sei ein Unglück anzumelden, und da habe man, wie gewöhnlich, den Geistlichen dazu genommen, damit er gleich als Seelenwundarzt den Trost der Religion auf die Wunde lege und der Schmerz nicht zu lange auf den Balsam warten müsse. Im Tone schmerzlicher Beklommenheit rief uns die Mutter entgegen: „Um Gottes willen! wo ist Ludwig?“ Wir antworteten ganz ruhig: „Er ist gesund und wohlbehalten auf seiner Stube bei seinen Brüdern.“ „Und warum haben Sie ihn nicht gleich mit hereingebracht?“ fragte der Vater. Seine Stimme war sehr ernst, zitterte aber doch. Darauf zu antworten, schickte sich besser für den Pfarrer als für mich. Mild und ruhig sagte er: „Weil sich der Knabe vor Ihrer maßlosen Strenge fürchtet.“ Nun wollte der Magister, der seitdem auch nach Hause gekommen war, dareinfallen, denn wenn von strenger Behandlung die Rede war, so wußte er wohl, daß die Schlappe ihn auch traf; allein der Pfarrer mandte sich mit der ganzen Würde seines beichtväterlichen Amtes gegen ihn und sprach mit festem, entschiedenem Tone: „Sie schweigen! Sie haben diesmal gar nicht Ursache, vorlaut zu sein, denn wenn es ein Unglück gegeben hätte, so wären Sie schuld daran; und die Härte, womit Sie die armen Knaben behandeln, hätte sie beinahe zu einem Verbrechen verleitet, das nur durch Gottes barmherzige Leitung verhütet worden ist.“ Diese Lobrede gefiel natürlich dem Magister nicht, und um seinem Unwillen, den er gegen den Pfarrer nicht auslassen durfte, einen Gegen-

stand aufzusuchen, stand er auf und ging nach der Kinderstube; dort wollte er an den widerspenstigen Jungen gerechte und strenge Zucht üben; aber glücklicherweise war die Thür verschlossen, und so mußte er seinem Grimm einen weiteren Termin setzen und suchte sein Nachtlager auf. Wir waren froh, ihn los zu sein; denn während der Pfarrer ihm den Text verlas, achtete ich genau auf das Benehmen der Eltern und wurde mit Freuden gewahr, daß sie nicht aufgebracht, sondern gelassen und nachdenklich waren. Offenbar hatten sie immer noch eine heimliche Besorgnis, es möchte dem Knaben doch ein Unglück zugestoßen sein und wir wollten es nur nicht gleich sagen, sondern sie erst allmählich darauf vorbereiten. Dabei mochte ihnen denn doch auch ihr Gewissen sagen, daß es, wo nicht an Liebe, doch wenigstens an Fühlenslassen der Liebe gegen ihre Kinder bisher gefehlt habe, und daß sie, wenn die Knaben aus Furcht vor strenger Behandlung einen Fehltritt gemacht hätten, doch nicht ganz ohne Schuld wären. Jetzt, da ein Unglück zu befürchten war, regte sich in ihren Herzen die zurückgedrängte Elternliebe.

Als der Magister hinausgegangen war und ich die Mutter stille Tränen weinen sah, führte ich sie ans Fenster und beruhigte sie über das Schicksal ihres Erstgeborenen. Zu gleicher Zeit nahm der Pfarrer das Wort und sprach dem Vater nachdrücklich ins Gewissen. „Schon längst,“ sagte er, „fühlte ich mich gedrungen, Ihnen ein Wort über die Erziehungsmethode, die bei Ihren Kindern befolgt wird, ans Herz zu legen. Ich weiß wohl, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin daran viel weniger schuld haben als der zornmüthige, griesgrämige Magister, der von ganz falschen Erziehungsgrundsätzen ausgeht und überdies

all seinen Ärger, so oft er sich vergeblich um eine offene Pfarrei beworben hat, an den armen Kindern ausläßt. Der Mann hätte nie sollen Erzieher werden. Er hat dazu viel zu wenig Weisheit und Geduld. Eine solche strenge Behandlung, wie die Kinder sie von dem Magister und nach dessen Ansichten auch von Ihnen erfahren, muß ja notwendig alle Empfindungen von Liebe und Vertrauen, wie sie zwischen Eltern und Kindern durchaus stattfinden sollen, ersticken und aus den Kindern Duckelmäuser, Heuchler und Lügner machen, wodurch sie dann für ihre ganze Lebenszeit einen verzerzten Charakter bekommen und unglücklich werden. Sonst haben Eltern an ihren Kindern Freude, und der Umgang mit denselben ist ihre Lust und Erquickung in ihren Erholungsstunden. Nun sagen Sie selbst, ob Sie dieses Glück genießen, wozu doch die guten Geistes- und Gemütsanlagen Ihrer Kinder Sie so sehr berechtigen! Sie sehen Ihre Kinder nur morgens und abends, und mittags bei Tische. Da ist aber statt vertraulicher Mittheilung nichts als Reifen und Zanken und Schelten, Klage und Unzufriedenheit, so daß die Knaben froh sind, wenn sie den Eltern wieder aus den Augen kommen. Ist das nicht ein trauriges Verhältnis? Und warum wollten Sie nicht auch das Glück genießen, in der Freude Ihrer Kinder wieder aufzuleben und den Altstaub, mit dem Sie den Tag über beschäftigt sind, in dem Quell kindlicher Lust und Liebe wieder abzuwaschen?" In dieser Weise, mit sanftem, eindringlichem und teilnehmendem Ton sprach der Pfarrer eine Zeitlang mit dem Amtmann, und wir hörten zu. Es gelang ihm, die natürlichen Gefühle des Vaterherzens aufzuwecken und den strengen, harten Mann bis zu Tränen zu rühren und zu erweichen.

Seiten fehlen

betrachten und es dürfe den Knaben keine weitere Strafe diktiert werden. Meister Schlaghart merkte, woher der Wind wehte, zog gelindere Saiten auf, wurde aber bald darauf unter dem Vorwand entlassen, die Knaben müßten nun auch Mathematik lernen, von welcher der Magister nichts verstand. Er bekam noch eine großmütige Belohnung mit auf den Weg, und an seine Stelle trat ein junger gottesfürchtiger Kandidat, mit einem Herzen voll Liebe, der die Knaben bald an sich zu ziehen, ihrer Lebhaftigkeit ein würdiges Ziel anzuweisen und im ganzen Hause ein offenes, vertrauliches Verhältnis herzustellen wußte. Nach einem Jahre kannte man die Knaben nicht mehr; sie waren ganz umgewandelt, immer noch lebhaft, fröhlich, aber nicht mutwillig, nicht ausgelassen draußen, nicht versteckt und heimtückisch drinnen, sondern offenerzig, freundlich, zärtlich gegen ihre Eltern und eifrig im Lernen. Als ich das nächste Mal wieder nach Aussenburg kam, wußten mir die Eltern nicht genug zu danken, daß ich ihnen zu dieser Veränderung geholfen; jetzt könnten sie erst recht ihres Lebens froh werden. Ich aber dankte Gott, daß er durch den Sturz ins Burgverließ dieser sonst so achtungswerten Familie zu neuem Lebensglück geholfen.

„Und was ist aus den vier Knaben geworden?“

Nur Geduld! meine Erzählung ist noch nicht zu Ende. Tüchtige, ausgezeichnete Männer sind sie geworden, jeder in seiner Art. Dreißig Jahre später, als ich bereits anfang, zu den alten Herren zu gehören, kam ich einmal nach Frankfurt in Geschäften und hatte Mühe, ein Unterkommen zu finden, weil gerade viel österreichisches Militär durchzog. Endlich fand ich im „Weißen Roß“ noch ein Zimmer. An der

Tafel saßen mehrere österreichische Stabsoffiziere, unter denen mir ein groß gewachsener Mann auffiel, der eine hohe Charge zu begleiten schien, mit dem Theresienorden geschmückt war und sich durch seine Narben als einen erprobten Kriegsmann repräsentierte. Ich fragte den Wirt nach seinem Namen; er wußte ihn nicht, konnte ihn aber von dem Bedienten eines andern österreichischen Offiziers, der im Hause logierte, erfahren. Nun wußte ich genug. Der Generalmajor N. saß mir gegenüber. Ich mischte mich auf eine bescheidene Weise ins Gespräch und fragte nach der Geschichte seiner Narbe. Er erzählte, er habe sie bei der Verteidigung einer Festung davongetragen. „Ja“, setzte sein Nebenstzer hinzu, „und da hätten Sie sollen sehen, wie löwenmählig er sich wehrte!“ — „Nun, nun“, fuhr der Generalmajor fort, „ich habe nicht mehr getan als meine Schuldigkeit, und die hast du damals wahrlich auch nicht versäumt.“ — „Von den Beulen“, erwiderte ich lächelnd, „die Sie sich im Turm zu Aussenburg geholt haben, sieht man doch jetzt nichts mehr.“ — Bei diesen Worten fuhr der Generalmajor auf: „Herr, woher wissen Sie das? Wer sind Sie?“ Ich sagte ganz ruhig: „Ich bin der Hofrat W., Ihr Better, mit Erlaubnis, und Sie werden sich wohl noch erinnern, daß ich es war, der Sie aus dem Turme heraufzog. Jetzt möchte mir's wohl schwerer werden.“ Während ich dies sagte, sprang Ludwig mit der alten Lebhaftigkeit um den Tisch herum und auf mich zu, um mich zu umarmen. Dreißig Jahre lang hatten wir uns nicht gesehen, da mich mein Beruf in eine andere Gegend Deutschlands führte; aber ich hatte gehört, er stehe in österreichischen Diensten und habe sich im Kriege zu den höchsten militärischen Würden emporgeschwungen. Als ich dann seinen

Namen hörte, war ich sogleich außer Zweifel, wen ich vor mir hatte, und die Familienähnlichkeit verleugnete sich selbst unter den Narben nicht. „Ja, jener Turm“, hob Ludwig an, nachdem er sich wieder gesetzt und die Freude des Wiedersehens aufs lebhafteste ausgedrückt hatte, „jener Turm ist die Grundlage einer besseren Zeit für uns geworden; und wenn ich die Sache recht überlege, so verdanke ich eigentlich Ihnen mein ganzes Glück; denn sobald wir den alten Magister, grämlichen Angedenkens, aus dem Haufe hatten und den trefflichen Kandidaten bekamen, wurde unser Leben aus einem Fegfeuer ein Paradies.“ — „Nicht mir“, korrigierte ich, „sondern dem Herrn im Himmel haben Sie's zu verdanken, der Sie damals so wunderbar am Leben erhalten hat: denn wären Sie im Turme umgekommen, — ich mag gar nicht daran denken, was das für ein Elend gegeben hätte.“ Ich gab absichtlich dem Gespräch diese Wendung, um zu erfahren, wie es bei Ludwig unter dem Theresienkreuz aussehe, ob er auch noch Glauben an Gott im Herzen trage. Seine Antwort beruhigte mich in dieser Hinsicht. Schade, daß wir nicht länger beieinander bleiben konnten! Wie vieles hätten wir uns gegenseitig mitzuteilen gehabt, und dann könnte ich euch jetzt auch noch weiteres von seiner Geschichte erzählen; aber er mußte noch denselben Abend mit seinem Regiment weiter und ich habe ihn späterhin nicht mehr gesehen.

Moriz war Kaufmann geworden und hatte eine Stelle in einem Handlungshaus in Paris, wo man ihn sehr schätzte und große Opfer brachte, um ihn nicht zu verlieren. Als die Revolution ausbrach, war der leicht entzündliche Charakter des raschen jungen Mannes bald auf die Seite derjenigen gezogen, die

sich die Vertreter der Volksrechte nannten; später, als in der Hauptstadt die Greuel der Menschenmörder anhoben, trat er in die Armee und rückte wegen seiner persönlichen Tapferkeit in kurzer Zeit zum Hauptmann vor. In einer Schlacht, welche die Franzosen den Oesterreichern unter dem Prinzen von Koburg lieferten, wurde er trotz der mutigsten Gegenwehr, als das Treffen schon für die Franzosen verloren war, gefangen genommen. Der vornehme Offizier, der ihn eigenhändig entwaffnete, führte ihn aus Achtung vor der seltenen Tapferkeit, die ein glücklicheres Los verdient hätte, in sein eigenes Zelt und fragte ihn, als er merkte, daß er einen geborenen Landsmann vor sich habe, nach seinem Namen. Denket euch seine Verwunderung! Es war sein eigener leiblicher Bruder. Sie hatten einander in vielen Jahren nicht gesehen. Moriz ging mit Ludwig nach Deutschland und hat späterhin in Schlessien eine große Fabrik angelegt, die vielen Leuten Brot gab.

Hugo blieb beim Vater als Gehilfe und als dieser starb, wurde er sein Nachfolger. Ihn habe ich späterhin manchmal gesehen, nicht in Aussenburg selber, aber in Dresden, wo ich eine Zeitlang wohnte und wohin ihn seine Geschäfte zuweilen führten. Er war in der ganzen Umgegend geachtet und geliebt und hat seine Mutter bis ins hohe Alter mit kindlicher Ergebenheit und zärtlicher Sorgfalt verpflegt. Aus seiner Lebensgeschichte will ich nur eines einzigen Zuges erwähnen, der hinlänglich Zeugnis für ihn ablegt. Hugo hatte bedeutende Schäferereien und trieb neben seinem Amt einen lebhaften Handel mit seiner Wolle. Dies führte ihn von Zeit zu Zeit auf die Leipziger Messe. Eines Abends, als er von den Geschäften in seine Wohnung kam, die er in einem Privathause auf dem

Brühl in Leipzig gemietet hatte, hörte er auf der Treppe seine Hauswirthin mit ihrer Magd zanken, daß sie ein Schüsselchen mit übrigem Gemüse einer Waschfrau gegeben habe, das sie doch für den alten Magister bestimmt gehabt hätte. Als der junge freundliche Amtmann von einem alten Magister hörte, fiel ihm gleich sein alter, unfreundlicher Lehrmeister ein, und er fragte die Wirthin lächelnd, was denn das für ein alter Magister sei. „Ach“, sagte sie ein wenig beschämt, daß der Amtmann sie beim Zanken antraf, „wir haben da oben im Dachstübchen einen alten Magister, der nun wohl siebenzig Jahre alt ist. Er hat keine Pfarrei bekommen können, hat sich lange auf Hauslehrerstellen herumgetrieben, und als das auch nicht mehr gehen wollte, ist er hierher gezogen, denn er ist von hier gebürtig, und sucht sich nun durch Korrigieren bei den Buchdruckereien zu verdienen. Aber ich kann Ihnen sagen, das ist ein mageres Brot; der arme Mann hat oft tagelang nichts zu essen, gibt auch niemanden gern ein gutes Wort, und wenn er einen Groschen verdient, so braucht er ihn zu Rauchtobak, denn er raucht fortwährend, wie ein schlechter Ofen. Da schicke ich ihm denn manchmal etwas zu essen, weil mich der arme Schlucker dauert.“ — „Wie heißt er denn?“ fragte der Amtmann, der durch diese Erzählung aufmerksam geworden war. — „Ja, das kann ich Ihnen nicht einmal sagen, man nennt ihn eben ‚Herr Magister‘. Ich will aber meinen Sohn fragen, der wird's wohl wissen. Otto! Otto! Komm doch heraus! Sag', wie heißt denn der alte Magister im Dachstübchen oben?“ — „Flaminius“, sagte der Junge. „Weiß schon“, rief der Amtmann, und mit drei Sprüngen war er die steile Treppe oben und klopfte an der niedrigen Türe. Ich sage nichts von

dem Besuch, nichts von der milden, schonenden Weise, wie sich Hugo ihm zu erkennen gab, nichts von den Tränen des alten Magisters, den das Alter doch etwas geschmeidiger gemacht hatte. Hugo ließ ihm unvermerkt eine Rolle mit Silbergeld auf dem Tische liegen, und von nun an bekam der alte Magister regelmäßig jedes Quartal 15 Taler, solange er lebte. Nun, wie gefällt's euch?

Julius, der vierte und jüngste Bruder, derselbe, dessen weiches Herz durch einen Tränenstrom Ludwigs Unglück im Turm verraten hatte, studierte Theologie und wurde Hofmeister bei einem vornehmen Herrn in der Pfalz, der ihm nach einigen Jahren eine angenehme und einträgliche Pfarrei verschaffte. Er war ein trefflicher, gottesfürchtiger Mann, voll Menschenliebe, der in der Zeit der Kriegsnot seiner Gemeinde mit Rat und That vielfach Hilfe leistete und oft aus seinem eigenen Vermögen den Armen ihren Verlust ersetzte, wenn die Plünderung ihr wenigstens hinweggenommen hatte. Damals trieb sich in dem nahen Odenwalde eine Räuberbande um, die einmal in der Nacht auch sein eigenes Haus überfiel. Der treffliche Mann erschrak zwar im ersten Augenblick, verlor aber die Geistesgegenwart nicht. Mit der Würde eines Dieners Christi trat er den Räubern entgegen, machte seine Geldschublade auf, sagte: „Da nehmet, so viel ihr brauchet!“, hielt ihnen aber zugleich eine so eindringliche Predigt, daß sie ganz verduht dastanden. Er verwies sie auf den allsehenden Gott, der ein gerechter Richter sei, auf die große Gefahr, in welcher sich ihre Seelen befänden, wenn sie nicht bald umkehrten und Buße täten, auf die große Verantwortung, die ihrer am Gerichtstage Gottes warte. Die Räuber waren entwaffnet, nahmen etwas von dem Gelde mit,

ließen aber alles übrige unangetastet und entfernten sich ganz bestürzt und geschlagen. So hatte ihnen noch niemand ins Gewissen geredet. Es war auch, wie wenn von da an alles Unglück sie verfolgte; sie waren nirgends mehr sicher, immer waren ihnen ihre Verfolger, die Diener der Gerechtigkeit, auf den Fersen, und bald wurden mehrere von ihnen eingefangen und zum Tode verurteilt. Der Pfarrer hatte von dem Überfall nicht einmal eine Anzeige beim Richter gemacht, sondern seinen Verlust mit Geduld ertragen. Das erfuhren die Räuber natürlich auch, und es verstärkte ihre Zuneigung und Achtung gegen den seltenen Mann. Sie wollten durchaus keinen andern zum Beichtvater haben als ihn, und baten sich's als eine besondere Gnade aus, daß er sie zum Tode vorbereite. Das war für Julius kein angenehmer Auftrag; aber wie hätte er ihn ablehnen können, da zu hoffen war, daß er unter solchen Umständen leichter als ein anderer den Weg zu ihren Herzen finden würde. Seine Ermahnungen fanden auch Eingang; die Räuber bekannten reumütig ihre Sünden und empfangen von ihm den Trost des Evangeliums, mit welchem er sie denn auch auf ihre besondere dringende Bitte nach dem Richtplatz begleitete. Sein weiches Gemüt wurde aber von diesem Auftritt so ergriffen, daß er gleich darauf in eine tödliche Krankheit verfiel.

Eine zweite Partie von den Räubern wurde eingefangen, und sie verlangten gleichfalls von ihm zum Tode bereitet zu werden. So schwer es ihm wurde, ließ ihm doch seine mitleidige Gesinnung und die Hoffnung, unsterbliche Seelen für die Ewigkeit zu retten, keine abschlägige Antwort zu. Er ging auch mit diesen den letzten schweren Gang, und abermals alterierte er sich so, daß die Krankheit aufs neue aus-

brach und ihn in die größte Gefahr brachte. Nun erklärte der Arzt, einen dritten Anfall derart würden seine geschwächten Nerven nicht aushalten können, und dies vermochte ihn, um Entlassung von seiner Stelle zu bitten. Er zog nach Aussenburg, wo seine Mutter noch bei seinem Bruder Hugo lebte, und pflegte dort noch einige Jahre seiner zerrütteten Gesundheit. Dann legte er sich im Frieden Gottes zur Ruhe nieder.

Dies ist die Lebensgeschichte der vier Brüder, die ohne jenen Sturz in den alten Turm wohl eine ganz andere Wendung genommen haben würde. Die Wege Gottes sind doch wunderbare Wege!

Der Orgelpeter.

Eine Weihnachtsgeschichte aus der Eifel.

Von Charlotte Niese.

Die meisten können keine Drehorgel vertragen. Dem einen belästigen sie die Nerven, den andern machen sie melancholisch, und der dritte ärgert sich über den Orgelspieler selbst. Deshalb hatte auch der Orgelpeter eine schwierige Stellung in der kleinen Eifelstadt. Seine Drehorgel besaß nämlich den denkbar schrecklichsten Ton; eigentlich war es kein Ton mehr, sondern nur ein gurgelndes Gequiek, das nerven-erregend und ohrenzerreißend wirkte und mit einer Melodie keine Ähnlichkeit mehr besaß. Spötter behaupteten, die Orgel spiele überhaupt nicht mehr, es seien nur die Hunderte von Mäusen, welche in ihr hausten, deren Stimme man vernehme — jedenfalls war die Stellung des Orgelpeters eine schwierige, denn alles lief fort, sobald er mit seinem elenden Instrumente erschien, und nur die kleinen Jungen betrachteten ihn so weit, daß sie ihn mit Steinen warfen. Spott und Steinwürfe konnte er schon ertragen, an beides war er gewöhnt; aber niemand gab ihm mehr einen Pfennig, und der Hunger tut weh. Früher war es der alten Drehorgel doch gelungen, diesen bösen Feind von Peter fortzuhalten. Viele Jahre hindurch hatte sie mit ihrem Herrn jeden Markt in der Vorder-eifel besucht, und mancher blanke Taler war durch sie verdient worden; nun aber konnte sie nicht mehr, so

viele Mühe sie sich auch gab, und Peter mußte einsehen, daß es mit ihr nicht mehr ging — was sollte er aber ohne seine Drehorgel anfangen? Er war alt, lahm, und wie die Leute sagten, sehr dumm, da ist es schwer, sich auf eine neue Hantierung zu besinnen.

Als er nun eines Tages wieder die Orgel draußen vor der Stadt gespielt und Spott und Hohn geerntet hatte, setzte er sich gar trübselig auf die Schwelle eines Heiligenhäuschens und blickte durch das Gitter nach der lebensgroßen Figur des heiligen Petrus, welcher, den Schlüssel in der Hand, ernsthaft und aufgerichtet in einer Mauernische stand. Vor ihm brannten einige Kerzen und warfen einen flackernden Schein in das hölzerne Gesicht des Heiligen, ihm einen absonderlichen Ausdruck gebend. Der Orgelpeter war zwar ein guter katholischer Christ und beichtete jeden Ostern seine Sünden so gut, wie er's verstand, aber über die lieben Heiligen im Himmel hatte er selten nachgedacht. Jetzt fiel ihm plötzlich ein, daß St. Petrus sein Schutzpatron sei und ihm gewiß helfen würde, wenn er ihn bitte, deshalb zog er schnell seine Mütze vom Kopfe, faltete die steifen gichtischen Hände und kniete vor dem Gitter nieder.

„Heiliger Petrus!“ sagte er, „bitt für mich, und hilf mir in meiner Not! Mußt es nit übel vermerken, daß ich dich so lang gar nit angesprochen hab, aber ich mag die Leut nit mehr inkommodiere als nötig. Weißt ja auch, daß ich Peter heiß nach dir, und ich mein', daß du mir daher schon was zu Gefallen tust! Schau her — 's ist armselig um mich bestellt, hab kein Brot und kein Geld, und die Leut' spotten mich aus mit mein Orgelche. Sie ist noch gar nit so übel und für mich lange gut — mein Mutter selig hat schon an ihr gedreht — aber heutzutag soll alles

sein sein! Heiliger Petrus, zwei Kerzen will ich dir anzünden, wenn du mir hilfst, und die Kappe will ich jedesmal ziehen, sobald ich hier vorübergeh, und wenn ich's oft vergessen, so war's nit böß gemeint!" — Peter hatte sehr eifrig und eindringlich gesprochen, ohne die Augen zu erheben — jetzt sah er scheu in das unbewegliche Gesicht des Heiligen, als wenn er eine Antwort erwarte. Aber diese blieb aus. Die brennenden Kerzen flackerten unruhig im Winde, und einige Schatten huschten über das Bildwerk — das war alles. Peter aber stand erleichtert auf. Ein so langes Gebet hatte er noch niemals gesprochen und er fand, daß er seine Worte gut gewählt. Er ging zufrieden in sein dunkles, feuchtes Kämmerlein und würde sich gar nicht gewundert haben, wenn in demselben Augenblick der heilige Petrus ihm dort mit einer neuen Drehorgel auf dem Arm entgegengetreten wäre. Aber es blieb alles beim alten: seine Orgel ward nicht besser, der Verdienst immer elender, und der Orgelpeter fühlte sich täglich unglücklicher. Zuerst ging er alle Tage an dem Heiligenhäuschen vorüber und nickte dem St. Petrus vertraut zu, als wenn er ihn an seine Bitte erinnern wollte; mehrmals sogar setzte er sich mit seiner Orgel auf die Stufen der kleinen Kapelle und spielte ganz gottserbärmlich, bis die Polizei ihn fortjagte. Aber der Heilige schien taub für Gebet und Musik, Peter hörte endlich mit beidem auf und nahm es eigentlich übel, daß Petrus ihn so schlecht behandelte. Eines Tages ging er sogar zum Kaplan und verklagte seinen eigenen Schutzheiligen.

„Ich weiß garnit, was ich dem Herrn Petrus getan!“ sagte er. „Da geh ich und bitt' und bitt', und er ist ganz taub geworden. Und ich hab ihn sonst

nie um etwas gebeten — ich meine doch, er könnt mir mal einen Gefallen tun. Nun will ich einen andern Herrn bitten, mir ein' neue Drehorgel zu geben, und Ihr sollt mir sagen, wer's am ersten tut!"

Der Herr Kaplan suchte den armen, lahmen Peter zu trösten. So leicht, sagte er, ginge es niemals mit der Erfüllung von Wünschen und Gebeten, denn die Heiligen hätten viel zu tun und könnten sich nicht immer um die einzelnen Menschen bekümmern. Der junge Geistliche sprach sanft und freundlich mit dem Alten, aber dieser machte ein verdrießliches Gesicht.

"Wenn Ihr mir nicht einen andern heiligen Mann sagen könnt, der mir meine Bitten erfüllt, dann geh ich zum Herrn Dechanten. Der ist neulich an mir vorübergegangen und hat mir einen Groschen geschenkt!"

Da lächelte der Kaplan unwillkürlich, holte ein Zwanzigpfennigstück aus seiner Tasche und reichte es dem Orgelpeter. Dann blickte er sich in seinem bescheiden eingerichteten Zimmerchen um, nahm ein Bild von der Wand und reichte es Peter. „Dies ist das Bild des Morysius“, sagte er; „du weißt doch, Peter, daß der heilige Morysius der Schutzpatron aller ehrsamten Junggesellen ist? Er ist auch eines schrecklichen Todes gestorben, weil er sich nicht verheiraten wollte. Ich will dir das Bild schenken, Peter; vielleicht hilft dir der heilige Morysius.“ — Der Orgelpeter nickte zufrieden, brummte nur einen unverständlichen Dank, nahm das eingerahmte Bild unter den Arm, steckte das Zwanzigpfennigstück in die Tasche und ging nach Hause. Dort schlug er in seinem armseligen Zimmerchen einen Nagel in die Wand, über dem Plaze, wo die alte Drehorgel stand, und hing den heiligen Morysius daran auf. Er war sehr stolz auf seinen neuen Heiligen, und sein

Freund Fridolin mußte gleich kommen und den neuen Zimmerschmuck bewundern. Fridolin war ein kleiner achtjähriger Junge, der mit seiner Mutter in demselben Häuschen mit Peter wohnte. Er hatte noch niemals über Peter gelacht, oder über die arme Orgel gespottet, und deshalb empfand der alte Mann so viel Zuneigung zu dem Knaben, wie überhaupt Platz in seinem alten, vertrockneten Herzen war. Fridolin betrachtete also ehrfürchtig das Bild des guten Heiligen; aber er war in Hunger und Kummer groß geworden und daher für sein Alter altklug und mißtrauisch. „Der Morysius hat viel zu tun in der Welt!“ meinte er, nachdem er sich eine Zeitlang besonnen. „Ich hab schon von ihm gehört; aber die Mutter sagt, das Heiraten kommt aus der Mode, denn alle Männer wollen Junggesellen bleiben! Paß nur auf, Peterchen, daß du deine Worte schön stellst, sonst hört dich der Morysius nit!“

Aber Peter war überzeugt, daß der Heilige nur auf eine Gelegenheit wartete, um ihm einen Gefallen zu tun, und daß er in den nächsten Tagen eine neue Drehorgel erhalten werde. Daher brummte er nur in den Bart, daß der Fridolin ein dummer Bub' sei und von dem heiligen Morysius durchaus nichts wissen könne. In demselben Augenblick rief die Mutter des Knaben von unten her, und Fridolin, welcher nicht allein zur Schule ging, sondern in den Mußestunden Lumpen und Knochen sammelte, verließ den alten Peter, um seinem Gewerbe nachzugehen.

In den Straßen der kleinen Stadt spielten täglich viele Kinder, so daß man unwillkürlich denkt, alle Knaben und Mädchen hätten nichts anderes zu tun als zu kreiseln, Versteck zu spielen, oder mit Steinen das Obst von den Bäumen herabzuwerfen. Aber

Fridolin spielte niemals; er mußte seiner Mutter bei allen häuslichen Hantierungen helfen, und wenn sie ausging, um Lumpen und Knochen zu verkaufen, dann wartete er sein jüngstes Schwesterchen. Manchmal leistete der Orgelpeter ihm dabei Gesellschaft, aber seitdem er das Bild des heiligen Aloysius bekommen hatte, bekümmerte er sich nicht mehr um Fridolin und erwartete täglich seine neue Orgel.

Aber der Heilige mußte wirklich viel zu tun haben, denn obgleich Peter ihn seit dem Frühjahr inständig um die Gewährung seines Wunsches bat, so verging doch der ganze Sommer, ohne daß er sich auch nur das geringste merken ließ. Es wurde Herbst, und an den Bergabhängen brannten schon die Feuer vom Kartoffelkraut, aber Peter wartete noch immer auf seine neue Orgel. Er wurde recht ungeduldig und mürrisch, und als er eines Tages wieder vor dem Heiligenhäuschen am Tor saß und bitterlich weinte, da sammelte sich eine ganze Menschenchar um ihn und hörte halb mitleidig, halb lachend seine traurige Geschichte. Das Bild des heiligen Aloysius war von der Wand auf seine Drehorgel gefallen, Rahmen und Glas waren zersplittert, und auch das Angesicht des Heiligen hatte Schaden genommen. Nun war es klar: die Heiligen im Himmel bekümmerten sich nicht um den Orgelpeter und wollten von seiner Bitte nichts wissen. Der Alte schluchzte laut, als er an diesen Satz kam, und man merkte es ihm an, wie sehr ihm die Sache zu Herzen ging. Er wollte sich auch nicht trösten lassen, als ihm eine oder die andere mitleidige Seele ein kleines Geldstück in die Hand drückte; stundenlang saß er an derselben Stelle, immer wieder sein Leid erzählend. Zuletzt war er ganz allein, denn die meisten Leute haben nicht viel Zeit, die auf Klagen

anderer zu hören. Peter wunderte sich auch nicht darüber; er war gewohnt, schlecht behandelt und verlassen zu werden und fuhr erschreckt zusammen, als lange, nachdem die Dunkelheit hereingebrochen, eine kleine Hand sich auf seine Schulter legte.

„Peterchen, komm heim!“ sagte Fridolins atemlose Stimme. „Wir haben Kartoffel zu Abend gegessen, und in meiner Tasche sind noch vier Stück! Komm, nimm sie; ich bin ganz satt!“

Der Orgelpeter nahm die dargebotene Gabe schweigend und ohne Dank; aber er fühlte sich doch etwas getröstet.

„Was soll ich heimkommen?“ fragte er klagend. „Deiner Mutter bin ich die Miete für acht Wochen schuldig, und bald wird sie mich auf die Straße werfen, denn vor meiner Orgel laufen die Leute fort! Ach, du heiliger Moysius, was hab ich dir doch getan, daß du mich so verachtest!“

Der Alte war aufgestanden und humpelte stöhnend die steinige Straße hinauf; Fridolin aber ging nachdenklich neben ihm her.

„Weißt du, Peterchen“, sagte er, „ich hab noch von einem gehört, den man bitten kann — 's ist kein Heiliger!“

Peter schüttelte den grauen Kopf. „Laß mich in Ruh!“ sagte er mürrisch. „Ich will niemand mehr bitten, denn so dumm bin ich auch nit, daß ich nit merke, wie die hohen Herren mit mir nig im Sinn haben! Mein bissel Brot will ich mir zusammenbetteln, und mein' alte Orgel kann ich im Ofen verbrennen. Dann leg' ich mich hin und sterbe — so ist alles aus!“

„Es ist aber gar kein hoher Herr, den du bitten sollst!“ rief Fridolin eifrig. „Es ist ja das Christ-

kind, was ich mein'! Es hat in einer Krippe gelegen, aber um Weihnacht kommt's immer wieder auf die Erde, und wer es recht von Herzen um was bittet, der bekommt's gleich. — Ich will das Christkind um eine neue Hose bitten!" setzte Fridolin triumphierend hinzu.

Mittlerweile waren beide vor ihrer Hütte angelangt, und kopfschüttelnd sagte er: „Das Christkind ist nix für mich! Das ist noch niemals zu mir gekommen. Ich bin alt und lahm und verdrießlich, da mag niemand um mich sich bekümmern!“

Fridolin antwortete nicht. Er sah nur mit glänzenden Augen in den dunkeln Sternenhimmel über ihm. Er glaubte ans Christkind, obgleich es ihm noch niemals etwas gebracht hatte. Der Orgelpeter aber ging in sein dunkles, kaltes Zimmer, warf sich auf seinen Strohsack und versuchte einzuschlafen. Es gelang ihm aber nicht, — er mußte unwillkürlich an das Christkind und dann an Fridolin denken. Der Junge hatte ihm von seinen Kartoffeln abgegeben und war doch sicherlich noch hungrig gewesen. Ja, der Fridolin besaß ein gutes Herz, und wenn es noch Gerechtigkeit gab, dann mußte das Christkind auch etwas für den Kleinen tun. Aber es gab ja einmal keine Gerechtigkeit und mit diesem traurigen Gedanken schlief Peter ein.

In den darauffolgenden Wochen ward der Orgelpeter immer wortkarger und stiller, und oft ging er aus ohne seine Orgel. Manchmal schlich er in der Stadt von Haus zu Haus; öfters aber humpelte er auf die umliegenden Dörfer und kam erst spät heim. Fridolin wunderte sich im stillen, aber er hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn er mußte für die Schule lernen und für seine Mutter arbeiten. Oft dachte er an das Christkind, denn die Weihnachtszeit

rückte näher, und der Lehrer in der Schule erzählte immer neue und immere schönere Geschichtchen.

So war es Dezember geworden, und die Sonne schien hell auf die runden Kuppen der Eifelberge. Auf dem Hochsimmer lag etwas Schnee und glitzerte wie lauter Diamanten. Der Orgelpeter, wie er noch immer genannt war, obgleich er seine Orgel nicht mehr spielte, saß am Rande des Weges und betrachtete aufmerksam ein Spielzeug, das er in seinen krummen Fingern hielt. Es war ein großer Kreisel, dem aber die Spitze fehlte. Er murmelte allerhand verdrießliche Worte in sich hinein und merkte gar nicht, daß jemand vor ihm stand, bis er angeredet ward. Da fuhr er erschreckt auf und riß seine Kappe vom Kopfe, denn es war der Herr Landrat, welcher ihn eben begrüßt hatte.

„Nun, Peter, wie geht es dir?“ fragte er. Der Angeredete sank auf seinen Sitz zurück und stöhnte: „Wie soll's gehen? Schlecht geht's, Herr Landrat; ich geh' oft hungrig zu Bett, denn die Heiligen sind mir böß; ich weiß aber nit warum!“

„Haben sie dir deine Orgel noch nicht gegeben?“ fragte der Landrat mit leichtem Lächeln, und Peter nickte ernsthaft.

„Die krieg' ich auch nimmer, Herr Landrat. Das weiß ich schon, und ich muß mich drein finden. Aber weil der Fridolin sich so närrisch aufs Christkind freut, wollt' ich was für ihn betteln, denn der Junge ist gut zu mir. Ich krieg' auch allerhand Gerümpel, aber die Hofe, Herr Landrat, die Hofe! Das ist eine üble Sach', denn kein Mensch hat mir noch eine geschenkt!“

Peter war ganz eifrig geworden; man merkte ihm an, daß die Sache ihm Sorge machte, und der Landrat sah ihn wieder lächelnd an. „Nun quäle dich nicht

allzusehr“, meinte er, „wer weiß, was das Christkindchen tut!“ Er ging, und Peter sah ihm kopfschüttelnd nach. „Der tut auch, als ob das Christkind alles könnte!“ murmelte er, und dann humpelte er der Stadt zu.

So kam das Weihnachtsfest heran. In vielen Häusern wurden Kuchen gebacken und Peter empfand die Mildthätigkeit der Menschen, denn er bekam mancherlei Nützliches für Fridolin geschenkt. Eine Hose aber war nicht darunter, und daher haderte Peter ziemlich unverhohlen mit dem Christkinde, als er ein ganzes Paket voller Sachen zu Fridolins Mutter brachte.

„Du hättest gern an die Bux denken können!“ murmelte er, als er die dunkle Treppe hinabstieg. „Aber ich weiß schon: mir tut kein Mensch im Himmel einen Gefallen — bin wohl zu elend und zu lahm! Na, es muß sich alles helfen!“

Dieser letzte Satz war Peters Trostspruch geworden. Er brauchte ihn bei allen Gelegenheiten und wollte ihn auch Fridolins Mutter sagen. Diese aber ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, denn sie war so überrascht über die Kreisel, Peitschen, Bilderbücher und Holzpferdchen, welche Peter bei sich aufgespeichert hatte, daß sie in Tränen ausbrach und seine Entschuldigung über die fehlende Hose gar nicht hörte. Peter aber wurde ganz verdrießlich und ging brummend auf die Straße.

In der Kirche läuteten die Glocken, denn es war Christabend. Der Schnee knarrte unter den groben Stiefeln des Orgelpeters, der langsam zu der evangelischen Kapelle schlich. Fridolin hatte ihm gesagt, daß dort ein Weihnachtsbaum brenne, und den wollte er doch gern einmal sehen. So war es denn auch:

aus den schmalen Kirchenfenstern leuchteten viele Lichter in die Dunkelheit hinaus und die Orgel spielte eine volle, kräftige Melodie. Da war es dem Peter ganz andächtig zu Mute und er vergaß, daß er eben noch mit dem Christkinde unzufrieden gewesen. Fridolin hatte schon früher vor der Kirche gestanden, jetzt stellte er sich neben Peter und sprach: „Siehst du, Peterchen, jetzt kommt das Christkind vom Himmel!“ — Peter sah starr in den Lichtschein. „Warum kommt es aber zuerst zu den Evangelischen?“ fragte er mißtrauisch; doch Fridolin lachte.

„Das Christkind kommt überall auf einmal hin, zu allen Menschen. Es kommt auch zu dir, Peterchen!“

Aber Peter schüttelte den Kopf. „Zu mir ist's noch nimmer gekommen, Bub'; noch nimmer. Weiß wohl nit, wo ich wohn'!“ Und er seufzte unwillkürlich.

So saßen denn die beiden eine Zeitlang zusammen auf einem Eckstein und sahen in die Lichter des Christbaumes. Nach einer Weile jedoch erloschen sie, auch die Musik verklang, und alles ward still und dunkel. Da lief Fridolin davon. Er hatte seiner Mutter heute morgen ein Weißbrot kaufen müssen, und er sehnte sich, es zu probieren. Peter folgte ihm langsam und leise stöhnend. Der Wind blies kalt um die Straßenecken und prickelte seine lahmen Glieder wie mit tausend Nadelstichen. Als er bei den vielen erleuchteten Fenstern vorüberkam, seufzte er kummervoll: „Christkindchen, Christkindchen, warum bist du doch kein einzig Mal zu mir gekommen? Schau her, ich bin zwar alt und tauge nit viel, aber einmal hättest du doch kommen können; bloß einmal, Christkindchen!“

Aber es schien, als ob das Christkind taub geworden; es antwortete wenigstens nicht auf Peters Anrede, und dieser kroch langsam die Stufen zu seiner Kammer

hinauf. — Von unten her hörte er Fridolin lachen und jubeln. Der schien mit dem Christkind zufrieden, obgleich sein Herzenswunsch, die neue Hose, nicht erfüllt war. Oben vor Peters Tür war es ganz dunkel; langsam öffnete er die Kammertür. Plötzlich blieb er wie erstarrt stehen. Ein großes Wachslicht brannte in seinem Stübchen, und mitten darin stand eine neue, große Drehorgel. Sie war blank poliert und hatte blanke Griffe, ein Gestell und eine große Kurbel. Obenauf lag ein Brief, aber Peter hatte nie lesen gelernt und es war ihm auch einerlei, was in demselben stand. Langsam, mit aufgehaltenem Atem schlich er näher, seine Augen wurden immer größer, als er nach der Kurbel griff und versuchte, diese vorsichtig zu drehen. Aber als der erste kräftige Ton eines Volksliedes durch sein Kämmerlein drang, da fiel er auf die Kniee und schluchzte laut.

„Ach, du liebes Christkindchen, bist du doch zu mir altem Mann gekommen! Nimmer, nimmer kann ich dir genug danken!“

Er weinte noch, als Fridolin plötzlich vor ihm stand. Des Knaben Wangen waren hoch gerötet vor Aufregung.

„Peterchen!“ rief er. „Siehst du wohl, daß das Christkind zu dir gekommen ist! Und mir hat's so viel, so viel gebracht! Heute abend hat's der Mutter noch einen neuen Anzug für mich geschickt, und kein Mensch weiß, wer ihn abgegeben! Peterchen, Peterchen, bist du aber nit froh?“

Peter war immer noch wortlos. Er ließ sich zwar später von Fridolin vorlesen, daß viele gute Menschen gesammelt hätten, um ihm eine neue Orgel zu kaufen, aber er hörte nur halb hin. Noch spät in der Nacht, als alles zur Ruhe gegangen, stand er an seinem

kleinen Fensterchen und sah in den schwarzblauen Himmel, an dem viele tausend Sterne funkelten.

„Christkindchen!“ sagte er endlich wieder, „sei mir nit böß, wenn ich früher nit so recht an dich glaubte. Jetzt weiß ich, daß du besser bist als alle Heiligen! Ich aber will nimmermehr an dir zweifeln!“ —

So hatte denn Peter eine neue Orgel, und wenn er es auch nicht verstand, den Leuten, welche sie ihm gekauft, so recht von Herzen zu danken — er meinte nämlich, es sei genug, dem Christkinde dankbar zu sein —, so freuten sich doch alle über seine große Glückseligkeit. Jeder wollte gern die neue Orgel hören, und der Orgelpeter verdiente manchen Groschen, so daß er sich bald einen neuen, warmen Kittel kaufen konnte und auch nicht mehr hungrig zu Bette ging. So kam er denn allmählich in eine ganz friedliche, fröhliche Stimmung, war niemals mehr verdrießlich und ließ sich vieles von Fridolin erzählen, der sehr fleißig zur Schule ging und dabei doch noch Zeit fand, dem Peter Gesellschaft zu leisten.

So verging der Winter, und der Sommer kam wieder. Der tat dem Orgelpeter gut, denn obgleich die Orgel ihn ausreichend ernährte, so wurden seine alten Beine immer schwächer, und er konnte oft nicht warm werden, selbst im warmen Sonnenschein. Aber er klagte niemals mehr; oft saß er ganz still vor seiner neuen, schönen Orgel und streichelte sie leise, oder er hatte die Hände gefaltet und sah in den blauen Himmel. So kam der Herbst und die Novemberstürme, und Fridolin hatte den Kopf wieder voll von Wünschen fürs Christkind. Er war eigentlich unbescheiden geworden und wünschte sich jetzt ganz unverfroren einen neuen Anzug. Peter sagte nichts dazu; er war immer einsilbiger geworden, und es schien, als wenn seine

Gedanken nicht bei dem weilten, was der Kleine sprach. Aber als Fridolin ihn dringend fragte, ob er sich dieses Jahr denn gar nichts vom Christkinde wünschte, lächelte der alte Mann geheimnißvoll.

„Doch Bub!“ sagte er, die vor Sicht krummen Finger reibend. „Ich wünsch' mir schon was, und es ist ganz was Extra's, aber ich sag's keinem Menschen — auch dir nit!“ Und so mußte Fridolin zu seinem Entsetzen und Erstaunen bemerken, daß der Orgelpeter vor ihm ein Geheimniß hatte. Er quälte sich erst förmlich darum, denn er fand das Benehmen Peters unbegreiflich, dann aber vergaß er es über der Vorfreude auf Weihnachten. — Peter war dieses Jahr ganz geschäftig. Er kaufte für seinen kleinen Freund Schiefertafel und Griffelkasten, ein Bilderbuch und eine warme Pelzmütze; aber er selbst ward immer wortkarger. Wenn er in der Stadt seine Orgel spielte, vergaß er sogar manchmal, hinterher sein Geld einzusammeln, und es schien ihm oft ganz einerlei zu sein, ob er einige Groschen mehr oder weniger einnahm. In den letzten acht Tagen vor Weihnacht ging er gar nicht mehr aus, spielte die Orgel für sich ganz allein auf seinem Stübchen, und oft schlief er dabei ein.

Fridolin hatte in dieser Zeit wenig Gedanken für den Orgelpeter, denn er freute sich so unendlich auf das Christkind, daß er alles andere darüber vergaß. Als aber der Christabend kam, bestürmte er Peter mit Bitten, er möge doch wieder mit ihm den Christbaum in der evangelischen Kirche sehen und das Läuten der Glocken hören. Aber Peter schüttelte den Kopf.

„Diesmal nit, Bub!“ sagte er. „Ich muß hier bleiben in meinem Kämmerlein, ich darf nit ausgehen!“

„Weshalb nit?“ fragte Fridolin, und der alte Mann sah ihn wieder mit einem geheimnisvollen Lächeln an. „Ich muß sehen, ob das Christkindchen mir mein großes Bitten erfüllt.“

„Um was hast du es denn gebeten, Peter? Sag' es doch!“ rief der Knabe fast ungeduldig.

Der Orgelpeter lächelte wieder, setzte sich auf die Holzbank und lehnte den Kopf an seine Orgel. „Weißt“, sagte er leise, „ich wollt's dir eigentlich erst hinterher sagen, aber vielleicht schadet's auch nit, wenn ich vorher davon sprech': Ich hab das Christkindchen gebeten, einmal zu mir in mein Kämmerlein zu kommen. Ich wollt's so gern mal genau anschauen“, setzte er in einem halb entschuldigenden Tone hinzu, „und ich mein', es tut mir schon den Gefallen. Ist ja so gut im vorigen Jahr zu mir gewesen, es wird auch diesmal mir seine Gnad' nit versagen!“ Er hielt inne und sah Fridolin an. Dieser aber vermochte vor Erstaunen nichts zu sagen. Dann fuhr Peter bewegt fort: „Ich hab ihm soviel zu sagen. Denn ich bin früher ein böser Kerl gewesen und hab mir nit viel aus der Kirche und den Heiligen gemacht. Da wollt' ich denn das Christkind bitten, ein gutes Wort für mich einzulegen — —“

Peter schwieg still. Er hatte mehr gesprochen, als seit langer Zeit — jetzt schien er müde zu sein, denn er schloß die Augen. Fridolin aber ging auf den Bebenspitzen aus der Stube und die Treppe hinunter, und erst als er auf der Straße war, dachte er an den Weihnachtsbaum und das Glockengeläut. Dann, als er wieder wie im vorigen Jahr auf einem Brellstein stand und in den Lichterbaum sah, blickte er halb ängstlich um sich, als wenn das Christkind dicht hinter ihm stände. Aber es war alles wie sonst, und

als er endlich halberstarrt nach Hause kam, fand er die Gaben des himmlischen Kindes in so reichem Maße vor, daß er alles vergaß, auch seinen Freund, den Orgelpeter, obgleich dieser ihm doch das meiste gegeben hatte. — Endlich lief er nach oben, mit lauter Stimme nach Peter rufend. Dieser aber antwortete gar nicht, und in seinem Stübchen war alles dunkel. Erst als die Mutter mit Licht kam, sahen sie den alten Mann ruhig und mit gefalteten Händen vor seiner Orgel sitzen. Er hatte ein friedliches Lächeln auf den Lippen und sah so glücklich aus, als sei ihm etwas ganz besonders Schönes passiert. Aber er konnte niemals erzählen, was es gewesen, denn er war ganz leise und sanft gestorben.

Als Fridolin denselben Abend sich auf sein kleines Lager legte, bedachte er sich erst einen Augenblick und faltete dann die Hände. „Liebes Christkind“, sagte er, „ich danke dir vielmals, daß du den Peter besucht und gleich mitgenommen hast. Ich meinte auch, daß ich was Goldiges durch die Luft fliegen sah, als ich nach Hause kam — das bist du natürlich gewesen. Ich danke dir auch, daß du die Orgel hier gelassen hast, denn ich will gern auf ihr spielen; aber bitte, mach', daß die Engel dem Peter einmal ihre Orgel leihen, damit er doch auch noch Musik machen kann. Und dann wollte ich dich bitten —“ Aber hier fielen dem Fridolin die Augen zu, und er schlief sanft und tief ein. — In der Ferne aber läuteten die Weihnachtsglocken.

Das Kutschenrad.

Erzählung von E. G. Barth.

Als Schreiber dieses einmal probieren wollte, ob es von hier nach Wildbad ebensoweit ist, als von Wildbad hierher, nahm er morgens früh seinen Rock auf die Schulter, seinen Stock in die rechte Hand und seine Pfeife in die linke, und stieg durch die alten, herrlichen Tannenwälder den Berg hinan, bis er von seiner Höhe einerseits den Hohenzollern und seine Nachbarn, anderseits die Berge über dem Rhein drüben erblickte. Dann ging's wieder ebenso bergab, d. h. ebenso tief hinab als hoch hinan, wenigstens beinahe, und auch fast ebenso langsam: denn da lockten an den steilen Seitenwänden des Weges prächtige Exemplare vom roten Fingerhut (*Digitalis purpurea*), in den Schluchten die Balsamine, drinnen im Walde verspätete Nachzügler von Erdbeeren und ganze Negerscharen von Heidelbeeren, mit Rothäuten der Preiselbeere untermischt. Da war auch manch heiteres Morgenlied aus den Mansarden der Kottannen zu hören, dessen Komponisten ebensolche Federpelze tragen wie die Grönländer, nur umgekehrt, d. h. die Federn auswärts. Sonst sagt man freilich, die Singvögel lieben die Nadelwälder nicht, so wenig als faule Mädchen die Stricknadeln: sie pfeifen gern auf dem Blatt wie unsere Weingärtner; aber gesanglos ist denn darum doch der Schwarzwald nicht, so gewiß er nicht schwarz ist, sondern grün, wie andere Wälder auch. Gerade

während ich dieses schreibe, pfeift ein Buchfink vor meinem Fenster und sagt Ja dazu. Ich konnte vor ihrem Pfeifen mein eigen Wort nicht hören, denn ich schwieg stille und hörte zu. Ich gehöre nicht zu den Leuten, deren Bekanntschaft mit den Lerchen sich von einer Platte herschreibt, auf welcher alles Pfeifen ein Ende hat; ich habe für sie nur Ohren, keinen Mund. Bei jungen Hahnen aber hab ich nichts dagegen, wenn ihnen und mit ihnen mir der Mund gestopft wird, denn ihre Melodie hab ich nie gern gehört, ob ich mich gleich oft vor ihnen schäme, daß sie so früh aufstehen, wiewohl sie freilich nie aus den Federn kommen, als wenn man sie schlachtet. Doch da sehet ihr: das Alter ist geschwächig. Ich muß mich zusammennehmen und machen, daß ich einen Schritt weiterkomme.

Wo der Wald sich öffnet, sieht man in zwei tiefe, grüne Schwarzwaldtäler hinein und hat vor sich das schöne Pfarrdorf Calmbach. Hierher haben sich zwei Schwestern bestellt, die einander in ihrem Leben noch nie gesehen, und die nun von hier aus miteinander Holz in den Neckar tragen wollen, weil sie wohl wissen, daß Arbeit am besten vor dem Müßiggang schützt, Müßiggang aber aller Laster Anfang ist. Meinen württembergischen Lesern brauche ich nicht erst zu sagen, daß die beiden Schwestern die große und die kleine Enz sind, beide auf dem Schwarzwald geboren, jene beim Popelsee, diese zwischen Zwerenberg und Simmersfeld. Ein paar Stunden weiter unten bei Pforzheim treffen sie mit ihrer Base Nagold zusammen, die unter meinen Fenstern vorbeigeht und der ich täglich Grüße an den alten Vater Rhein und seine schönen Ufer mitgebe. Es ist mir immer eine ganz eigene Empfindung, wenn ich diese Nagoldwellen ansehe und denke: bis morgen sind die auch im Rhein

und schwimmen die ganze, lange, schöne Wasserstraße hinab und sehen die alten Dome und die neuen Schlösser und die runden Bergkluppen und die grünen Weinberge und all diese Rheinesherrlichkeit, und noch dazu in dieser Sonnenscheinsherrlichkeit, und ich arme reiseflustige Kreatur muß da hinter dem Schreibtisch sitzen den ganzen Tag und mich fast krumm arbeiten! Ach wie gern zöge ich mit euch Wellen hinab und — — doch Gehorsam ist besser als Spazierenfahren, und ich muß das Geschäft ausrichten, das mir befohlen ist.

Ja, da fällt mir gerade ein, daß ich eigentlich diesmal vom Gehorsam etwas erzählen wollte, und habe mich schon wieder vergessen. Verzeihet mir, meine lieben Leser! ich fahre sogleich fort. — Also von Calmbach nach Wildbad, im Thal der großen Enz hinauf. Es sind nun schon so ein zwanzig Jahre her, seit ich diesen Spaziergang machte; damals war im Wildbad alles noch stiller und einfacher als heutzutage. Die schönen Schattengänge aber an der Enz hinauf, welche ihr Wasser über mächtige Granitkiesel herabrauschen läßt, waren damals auch schon, und nachdem ich mich unter einem grünen Baum, der seitdem ausgerissen worden ist, hinlänglich gelabt hatte, steuerte ich auch den Schattengängen zu und ließ mir von meinem Freunde, der schon einige Wochen im Bad zugebracht hatte, allerlei erzählen. Nachdem wir uns auf eine Bank niedergelassen hatten, sah ich einen andern Badegast, der auf zwei Krücken ging und seine Beine jämmerlich nachschleppte, herbeikommen, und auf die Einladung meines Freundes, der ihn schon kannte, setzte er sich neben uns. Er war ein noch ganz junger Mann, sah einnehmend aus, und seine Züge bezeugten mir, daß in seiner Seele Friede sei. Wir gerieten bald in ein lebhaftes Gespräch, und als

ich mich nach der Veranlassung seines Körperleidens erkundigte, theilte er mir seine Geschichte mit.

Eugen — so hieß der junge Mann — war der Sohn seines Vaters und der Enkel seines Großvaters, so viel wußte er gewiß; wie aber diese beiden heißen, wer sie gewesen, wo sie gewohnt, das war damals noch für ihn ein Geheimnis, wie für mich die buginesische Sprache. Irgendwo auf dem Schwarzwald war er geboren, und zwar vermutlich auf einem Filialdorfe. Im Winter nämlich, wenn die Leute auf einem solchen Dorfe ihr Kind zur Taufe nach dem Mutterort bringen, das bis auf zwei oder mehr Stunden entfernt sein kann, so geschieht es — wenigstens bei den Vermöglicheren — gewöhnlich auf einem Schlitten. Der Vater des Kindes, der Pate und die Patin und die Hebamme bilden in der Regel die Gesellschaft, die aber freilich in der Regel nicht sehr gebildet ist; denn sonst würde sie nicht, nachdem die Taufe vorüber ist, im Wirtshaus bei Kaffee und Wein (zuweilen auch Brantwein) so lange sitzen bleiben, bis der Abendstern in den Schneekristallen aufgeht. Das Kind legt man unterdessen in der Stubenkammer aufs Bett, und würde es vielleicht dort liegen lassen, wenn der Wirt nicht daran erinnerte. Die Heimreise wird endlich angetreten; die Leute haben sich aber so viel mit dem Glas zu schaffen gemacht, daß sie nun zwischen einem Kirchturm und einem Tannenbaum keinen Unterschied mehr wissen; die Kälte draußen macht sie schläfrig; der alte Gaul, der glücklicherweise nicht zuviel getrunken hat, muß den Heimweg selber finden; und so kann's passieren, daß sie, wenn sie nach Hause kommen, kein Kind mehr haben: es ist unterwegs vom Schlitten herabgefallen, ohne daß sie es merkten. So wenigstens lag eines Abends der kleine Eugen, in

einem Kissen wohlverwahrt und ruhig schlafend, auf dem Kirchenweg des Filial's, und zwar gerade da, wo derselbe von einer Landstraße durchkreuzt wird, von dem Filial nur eine halbe Stunde, von dem Mutterorte aber mehr als eine Stunde entfernt. Bald darauf kam eine Krämerin aus dem Elsaß, die mit seidenen Bändern handelte, des Wegs, sah das Kind liegen und hob es auf. Vielleicht, dachte sie, kann ich im nächsten Dorf erfahren, wo es hingehört. So nahm sie es also mit, und erzählte den Wirt'sleuten des kleinen Weilers, bei denen sie übernachtete, wie sie zu dem Kinde gekommen sei. „Ihr werdet wohl so gut sein und dafür sorgen, daß das Kind seinen Angehörigen wieder zugestellt wird, denn ich muß morgen in aller Früh weiter, um noch zu rechter Zeit auf den Jahrmarkt im nächsten Städtchen zu kommen.“ Die Wirt'sleute aber hörten ihre Erzählung ziemlich mißtrauisch an; sie meinten, es möchte wohl der Krämerin eigenes Kind sein, das sie nur mit guter Manier loszuwerden suchte. „Ei, ihr wunderlichen Leute“, sagte das Weib, „seh'et ihr denn nicht, daß das Kind erst ein paar Tage alt ist? Wie könnte denn ich, wenn ich seine Mutter wäre, bei dieser kalten Witterung schon reisen?“ Aber das war nichts; die Wirt'sleute, die sich der Menschenfreundlichkeit nie sonderlich beflissen haben mochten, befürchteten nur, sie würden am Ende das Kind selbst behalten müssen, und wollten sich durchaus nicht dazu verstehen, die Sorge für dasselbe der Krämerin abzunehmen. „Nun, wenn ihr nicht wollt“, sagte diese endlich, „so muß ich eben zum Schultheiß gehen und dem die Sache anbefehlen.“ — „Da braucht Ihr Euch nicht weit zu bemühen“, erwiderte der Rosenwirt, „der Schultheiß wird gleich selber kommen; er trinkt jeden Abend seinen Schoppen bei mir.“ Richtig der

Schultheiß kam, ein sehr beschränkter, geistloser Mensch, dessen Herz viel Ähnlichkeit mit einem alten ledernen Tabaksbeutel haben mochte, der sich aber auf seine vermeintliche Weisheit und auf seine Amtswürde erstaunlich viel einbildete. Die Krämerin trug ihr Anliegen vor. Der Dorfagnat setzte sich in Positur, nahm einen Schluck Wein, räusperte sich und fragte: „Wo habt Ihr denn Euren Ausweis?“ Die Frau zog aus ihrem Warenkästchen ein Papier hervor, das von ihrer Ortsbehörde ausgestellt war, in dem aber der Schultheiß nur den Namen herausbringen konnte. „Ihr heißt also Elisabeth Kiefer?“ fragte er. Während die Frau dies bejahte, nahm er noch einen Schluck aus seinem Glas, und auf einmal, als wäre ihm aus dem Wein ein kluger Gedanke ins Hirn gefahren, wie etwa einem, der an einer Rose riecht, ein kleines Insekt in die Nase schlüpft, befahl er gravitätisch, ihm das Kind, das immer noch schlief, herzubringen. „Da sehet nach dem Namen, der auf das Rissen genäht ist.“ Die Wirtin kam herbei, untersuchte, und in der That, da standen die Buchstaben E. K. Nun triumphierte der Schultheiß über seinen klugen Einfall, und alle Vorstellungen, welche die Frau machen mochte, halfen nun nichts mehr: denn er war vollkommen überzeugt, daß das Kind ihr eigen sei und daß sie bloß eine Betrügerei habe spielen wollen. Als die Frau sah, daß sie kein Recht finden könne, schwieg sie still und dachte: morgen in der Stadt bei dem Bezirksbeamten werde ich ja wohl bessere Auskunft erhalten. Indessen befahl ihr der Schultheiß, morgen früh, ehe sie den Ort verlasse, sich noch einmal bei ihm zu stellen, und achtete gar nicht auf ihre Einwendung, daß sie dann zu spät auf den Markt kommen würde. Als sie den andern

Morgen zu ihm kam, hatte er schon einen Mann bestellt, der sie über die nahegelegene Grenze bringen sollte, und was sie auch dagegen sagen mochte, fand bei ihm kein Gehör, denn er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, sie sei eine schlechte Person, und er dachte, wenn er nicht durch seine Weisheit es verhindert hätte, so würde sie dem armen Ort den Unterhalt eines Menschen aufgebürdet haben, der ihn nichts anginge. Der Frau blieb nichts übrig, als mit dem Kinde, das sie doch nicht umkommen lassen wollte, geraden Wegs nach ihrer Heimat zu gehen, denn wenn man es ihr in der Nähe des Orts, wo es gefunden worden und wo es also zu Hause sein mußte, nicht abnahm, so konnte sie noch viel weniger hoffen, an entlegeneren Orten die gewünschte Teilnahme zu finden. Als sie in dem Dorfe, wo sie wohnte, in der Nähe von Bischweiler, angekommen war, ging sie zuerst zum Herrn Pfarrer, um ihm ihre Geschichte zu erzählen und Rat von ihm zu begehren. Aber der gute Mann konnte ihr nicht viel Gehör geben; seine Frau war soeben niedergekommen und bei Mutter und Kind stand es sehr bedenklich. Er tröstete sie also bis später, und sie verpflegte indessen das Kind, so gut sie wußte. Die Frau des Pfarrers erholte sich nach einigen Tagen, ihr Kind aber starb. Nun kam dem Pfarrer auf einmal eine Erinnerung, wie wenn's ihm geträumt hätte, es sei eine Frau dagewesen und habe ihm von einem gefundenen Kinde erzählt. Sowie er sich aber ein wenig weiter besann, wurde es ihm klar, er habe nicht geträumt, sondern die Bandkrämerin sei wirklich bei ihm gewesen und er habe sie gleich wieder fortgeschickt. Unverweilt ließ er sie nun holen, hörte ihre Geschichte aufmerksam an und sagte endlich, sie solle nur das Kind, das sie mitgebracht hatte, gleich da

lassen, er wolle für seine Verpflegung sorgen, für sie würde es ja doch bei ihrer wandernden Lebensart zu beschwerlich sein. Die Krämerin war froh, die Last los zu werden, ob sie gleich nichts an dem Kinde veräußert hatte, und der Pfarrer freute sich, an der Stelle seines verstorbenen Kindleins wieder ein anderes zu haben, das wenigstens einen Teil der schmerzlich zurückgedrängten Elternliebe in Anspruch nehmen konnte, denn auch ihre andern Kinder waren ihnen gestorben. Er schrieb auf einen Zettel die Stelle 2. Mos. 2, 9, steckte den Zettel dem Kinde unter sein Wickelband und brachte es so seiner Gattin übers Bett. Mit heißen Tränen sah sie das wohlgebildete Knäblein an, denn es erinnerte sie an ihre Verluste; doch waren auch Freudentränen darunter, und sie nahm sich fest vor, dem fremden Kinde nichts an Liebe abgehen zu lassen.

Indessen versteht sich von selbst, daß der Pfarrer daselbe nicht ohne weiteres als sein Eigentum betrachtete. Je tiefer er den Schmerz empfunden hatte, so oft ihm eines seiner Kinder abgefordert wurde, desto lebhafter konnte er sich in die Empfindungen der Eltern versetzen, denen dieses Kind so spurlos verloren ging. Er hatte sich bei der Krämerin so genau als möglich nach dem Ort erkundigt, wo sie das Kind gefunden, nach dem nächsten Pfarrort und nach dem nächsten Bezirksort. Das Dorf, wo der kluge Schultheiß wohne, wußte sie zu nennen; aber dahin sich zu wenden, war vergeblich; den Mutterort, wohin dieser Weiler eingepfarrt war, wußte sie nicht, denn sie war erst zum zweitenmal mit ihrem Warentischchen auf den Schwarzwald gekommen; dagegen konnte sie den Bezirksort angeben und der Pfarrer hielt es für das klügste, sich dahin zu wenden. Er schrieb einen Brief

an das Pfarramt des Bezirksstädtchens, theilte alles mit, was er wußte, und schickte den Brief durch die Post ab. Unglücklicherweise aber schrieb der Pfarrer, ein geborener Franzose, eine so undeutliche Handschrift, daß man zweifelhaft war, ob sie mit dem Armenischen oder mit dem Canaresischen mehr Ähnlichkeit hatte, und so geschah es, daß der Brief zwar nicht nach Armenien oder Canara, aber doch nach einer Stadt des württembergischen Unterlandes statt auf den Schwarzwald geschickt wurde; und da man dort auch den Inhalt desselben nicht recht entziffern konnte, so erhielt der Pfarrer gar keine Antwort.

Nun müssen wir uns aber doch auch wieder nach der Schlittengesellschaft umsehen, durch deren Fahrlässigkeit den elsässischen Pfarrleuten ihr Verlust einigermaßen ersetzt worden war. Sobald das alte Roß keine Peitsche mehr fühlte, entschloß es sich zu einem langsameren Schritte und hielt sich für die übertriebene Eile schadlos, zu der es von seinem betrunkenen Steuermann im Anfang genötigt worden war. Vielleicht hatte auch der alte Praktikus bei einem gelegentlichen Rückblick bemerkt, daß die Peitsche gleichfalls verloren gegangen und somit ihre triftigen und schlagenden Beweisgründe nicht mehr zu fürchten waren. Er lief also nach aller Bequemlichkeit und seinem eigenen Kompaß vertrauend fort bis an seine Stalltüre, und dann blieb er stehen. Von dem plötzlichen Ruck erwachte wenigstens Einer auf dem Schlitten, nämlich der Steuermann, der sich zuerst nach seiner Peitsche, wiewohl vergeblich, umsah. Mit einigen freundschaftlichen Büffen brachte er auch die andern zum Bewußtsein, und beim ersten Strahl desselben rief die Hebamme: „Um Gotteswillen! wo ist denn mein Kind?“ Die Gevatterin lamentierte mit; man suchte das Kind

überall, fand es aber nirgends. Der Vater, der auch der Kopflecker gewesen war, wurde durch die Angst auf einmal so nüchtern wie ein Matrose, der drei Tage lang auf einer Planke herumgetrieben hat; und doch waren im ersten Augenblick die Leute nicht so besonnen und vorsichtig, der Wöchnerin die grausame Nachricht zu verbergen, daß man ihr Kind verloren habe. Sie hatte mit Verlangen darauf gewartet, um es zu stillen; die plötzliche Schreckensbotschaft erschütterte sie so, daß sie wahnsinnig wurde und sogleich ein Bote zum Arzt geschickt werden mußte. Der trostlose Vater, der nicht wußte, wo seine Hilfe zuerst nötig sei, übergab die Kranke der Pflege einiger Nachbarinnen, und er selbst ging mit den Gevatterinnen des Weges zurück, den er gekommen war, um das verlorene Kind zu suchen. Unterdessen aber war schon die Krämerin ihre Strafe gezogen und hatte sich des Verlassenen erbarmt; die Sucher mußten also unverrichteter Dinge wieder umkehren und hatten unterwegs die schönste Gelegenheit, dem Branntwein keine Lobrede zu halten. Am folgenden Tage wurde in allen benachbarten Dörfern Nachfrage gehalten, und so kam nachmittags auch einer der Ausgesandten, der alte Glasbauer, in das Rosenwirthshaus, wo die Krämerin übernachtet hatte. Die Verhandlungen des vorangegangenen Abends waren bald ausgemittelt, und der Glasbauer sah sich nun veranlaßt, einen Gang zum Schultheiß zu machen, der vor ihm, als einem reichen Manne, und dem er noch dazu Geld schuldig war, einigen Respekt haben mußte. Daß er das Weib mit dem Kinde über die Grenze habe transportieren lassen, konnte er nicht leugnen; er berief sich aber auf die Übereinstimmung ihres Namens mit dem Namenszug auf dem Kissen und meinte, bei so auffallenden Umständen habe er nicht

anders urtheilen und handeln können. Der Glasbauer löste freilich das Räthsel bald durch die Bemerkung, daß die Mutter des Kindes Eva Kurzin heiße und eine Tochter von seines Weibs Schwester sei; aber diese Aufklärung kam eben zu spät, und es blieb nun nichts mehr übrig, als sich nach der Heimat der Krämerin zu erkundigen, damit man dort Nachfrage anstellen könne. Der Schultheiß bekannte aber, daß er diesen Ort nicht wisse. Freilich hatte er den Ausweis der Krämerin in Händen gehabt, aber nur mit Mühe den Namen derselben herausgebracht, den die Krämerin eigenhändig darauf geschrieben; die Schriftzüge des Beamten dagegen waren ihm ein unbekanntes Land geblieben. Im Lesen und Schreiben besaß dieser Schultheiß überhaupt keine absonderliche Stärke; für beides war der Schulmeister sein Adjutant. Einmal hatte er von dem Amtmann des Städtchens ein Ausschreiben bekommen, daß er ein gewisses Aktenstück aus seiner Registratur einsenden solle. Der Amtmann hatte auch die unliebenswürdige Eigenschaft, die man nicht selten bei Beamten finden soll, daß er eine sehr undeutliche Hand schrieb, in welcher mehr Schnörkel als Buchstaben waren. Seinen Namen konnte vollends niemand herausbringen, da hätte man auf alle andern Bewohner der Stadt ebensogut raten können: unter demselben aber pflegte er immer einen vielfach verschlungenen Federzug anzubringen, der fast aussah wie ein Wesen. Unglücklicherweise war der Schulmeister, der erkorene Briefdolmetsch, gerade verreist, als dieser Brief ankam, denn er hatte Herbstvakanz; der Schultheiß mußte sich also selbst zu helfen suchen. Als er aber den Federzug unter dem Namen sah, den er nie gesehen hatte, denn der Beamte hatte seine Stelle kürzlich erst angetreten, war er sogleich aus der Verlegenheit heraus.

„Oho!“ rief er, „ich verstehe schon, was er will; Reisack soll ich bringen.“ Er lud also einen Wagen voll Reisackbüschel und führte sie dem Amtmann vor's Haus. Dennoch bildete sich der Mann auf seine Amtswürde soviel ein wie jener Schultheiß von S., der morgens in der Bezirksstadt auf sein neues Amt beidigt wurde und, als er nachmittags auf dem Heimweg in einem Wirtshause einkehrte, sich fleißig der Redensart bediente; „Solang ich im Amt bin, hab ich so etwas nicht gesehen oder gehört“, um den Leuten auf eine gute Art zu verstehen zu geben, daß er jetzt auch zum Beamtenstand gehöre. — Der Glasbauer merkte bald, daß mit diesem unwissenden Menschen nichts zu erreichen sei, und machte sich wieder nach Hause, um da die trostlose Nachricht zu melden, das Kind sei zwar noch am Leben und gerettet, es stehe aber im weiten Feld, ob man es je wieder zu sehen bekommen werde. Die unglückliche Mutter starb trotz der angewendeten ärztlichen Mittel schon am dritten Tage; und dem Vater war nun sein einsames Leben — denn er hatte sonst kein Kind — so entleidet, daß er sich im Frühjahr an eine Auswanderungsgesellschaft angeschlossen und nach Amerika ging. Als im nächsten Jahr die Krämerin wieder kam und nach langem Fragen endlich die Heimat des verlorenen und gefundenen Kindes auskundschaftete, war der Vater bereits längst auf dem großen Ozean, und die Verwandten machten auf das Kind keine weiteren Ansprüche, sondern waren froh, es so gut versorgt zu wissen. Sie ließ sich von dem Pfarramt den Tauffchein für das verwaiste Kind geben und ging, nachdem sie ihre Handelsgeschäfte abgemacht hatte, in ihre Heimat zurück. Von alledem aber erfuhr der Pfarrer, der mit Schmerzen auf ihre Nachrichten wartete, nichts, denn sie starb unterwegs

plötzlich an einem Schlagfluß mitten in einem Wald; als man sie auffand, hatten einige Landstreicher, die an ihr vorübergekommen waren, ihr Kistchen samt ihren Papieren geraubt. Nur ihren Paß hatte sie in ihrer Rocktasche, und daraus ersah die Behörde des Orts, auf dessen Markung ihr Leichnam gefunden und beerdigt wurde, wo sie wohnhaft gewesen, und meldete ihren Tod an ihre heimatliche Behörde. Woher ich das weiß, werdet ihr nachher erfahren.

Endlich kommen wir denn zu dem kleinen Findling zurück, den sein Pflegevater, weil er seinen Taufnamen nicht wußte, Eugen genannt hatte. Die Pfarrleute gewannen das Kind so lieb, wie wenn es ihr eigenes gewesen wäre, und überhäuften es mit ihrer ganzen Elternzärtlichkeit, denn es war und blieb ihr einziges Kind. Wie wohl es einem solchen in fremden Boden verpflanzten Seshling tun mußte, in dem warmen Sonnenschein der Liebe zu stehen und mit so treuer Sorgfalt begossen zu werden, kann man sich denken: das Kindlein gedieh auch aufs erfreulichste, wie die spanische Rebe am Kap, und die guten Pflegeeltern freuten sich nur auf die Zeit, wo auch seine geistigen Fähigkeiten, in die sie zum voraus keinen Zweifel setzten, sich kundgeben würden. In der Regel ist unter allen den Geisteskräften, die sich bei einem Kinde entwickeln, das Willensvermögen nicht das letzte; und zu einer Zeit, wo die Kinder gar viele Worte noch nicht auszusprechen vermögen, lernen sie doch gewöhnlich sehr bald nein sagen. So war's wenigstens bei Eugen. Schon frühzeitig offenbarte er einen Eigensinn, der nicht etwa erst einer Übung oder eines Wachstums bedurfte, wie ein frischer Zahn, sondern schon vornherein stark genug war, wie Herkules, welcher in seiner Wiege Schlangen erwürgte. Wenn nun der Eigensinn

der Kinder nur das Gute wollte, nur das, was auch die Eltern verlangen, so wäre es kein Fehler, wenn er stark ist; aber sonderbarerweise will er gewöhnlich das, was nicht gut ist, was die Eltern nicht gewähren können, schon aus Liebe zu dem Kinde, und da entsteht dann Unzufriedenheit, und das Gesetz richtet Born an. Das Kind will ein Messer, und die Eltern können es ihm nicht geben, es würde sich damit wehe tun; es will die Sonne oder einen Apfelbaum oder ein Pferd in der Stube haben, und das können die Eltern nicht und sagen nein. So gern aber auch das Kind nein sagt, so wenig kann es leiden, wenn andere so sagen, woraus man sieht, daß der Mensch eigentlich ein gehobener Tyrann ist. Entweder gehen nun die Eltern von vornherein darauf aus, den Eigensinn des Kindes mit allem Ernst zu brechen und es an Gehorsam, an unbedingten Gehorsam zu gewöhnen; oder wenn sie dazu zu weich, zu unüberlegt sind, so geben sie dem Kinde nach, so oft sie können, und wo sie nicht können, suchen sie es durch irgend etwas anderes zu entschädigen, um es bei guter Laune zu erhalten. Das merkt dann das Kind bald und wird dadurch nur um so eigenständiger und beharrlicher. Leider war dies bei dem kleinen Eugen der Fall. Seine Pflegeeltern verstanden zu wenig von der Erziehungskunst; sie hatten zu wenig Festigkeit und Konsequenz, und das machte sich der Kleine zu Nutze und wurde von Tag zu Tag ungehorsamer. Sein Eigensinn wuchs wie eine Pappel; und anstatt die junge Berte zu biegen und eine Ehrenpforte daraus zu machen, durch die der König der Ehren hätte einziehen können, gaben sie ihr eine Stütze, daß sie steif und kerzengerade emporstieß. Sie meinten es freilich dabei sehr gut: sie wollten gegen das fremde Kind mehr Nachsicht beweisen, als

wenn es ein eigenes Kind gewesen wäre, damit es doch ja seine Heimat nicht vermissen sollte; sie merkten auch mit der Zeit, daß sie hierin zu weit gegangen waren, und suchten wieder einzulenken; aber es war schon zu spät, wenigstens zu spät, um den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Als sich der Vater genötigt sah, an die Stelle der Worte, die nichts mehr verfangen wollten, Strafen treten zu lassen und sich eines Werkzeugs aus dem Material zu bedienen, das jener Schultheiß in die Stadt geführt hatte, da fing Eugen freilich an zu merken, daß er seinen Willen nicht mehr überall durchsetzen und wenigstens den Anweisungen seiner Eltern nicht mehr offen widersprechen dürfe; allein wenn er auch im Augenblick aus Furcht ja sagte, so war doch, sobald er sich allein sah, die Neigung zu dem Verbotenen so mächtig in ihm, daß er meistens das Gegenteil von dem tat, was er versprochen hatte. Trat dann eine Strafe ein, so bereute er freilich seinen Ungehorsam und nahm sich für die Zukunft Besseres vor, aber mit den guten Vorsätzen ging's ihm wie den Wolken mit dem Regenbogen: sobald die Sonne untergeht, verschwindet er.

Eugen hatte das zwölfte Jahr zurückgelegt, die Schule in dem nahen Städtchen besucht, bei seinen trefflichen Gaben recht gute Fortschritte gemacht und sollte nun zur Konfirmation vorbereitet werden. Der Unterricht war beinahe zu Ende und in den nächsten Wochen stand die heilige Handlung der Taufbundeserneuerung bevor. Ich will nicht sagen, daß ihm von den ernststen und feierlichen Ermahnungen seines Vaters, der ein treuer Seelsorger war, nicht dann und wann etwas zu Herzen ging; aber die Neigung zum Ungehorsam, der Trieb zum Verbotenen hatte sich bei ihm

noch nicht verloben, und es schien ihm ein ganz besonderer Genuß zu sein, wenn er ungesehen und ohne Strafe zu befürchten, gerade das tun konnte, was ihm seine Eltern untersagt hatten. So war es z. B. ein eigenes Vergnügen für ihn, wenn er auf der am Dorfe vorbeiführenden Landstraße eine Kutsche kommen sah, sich schnell hinten aufzusetzen und ein Stück weit mitzufahren. Seine Eltern hatten ihm das oft gewehrt und ihm vorgestellt, wie leicht er durch einen verfehlten Tritt unglücklich werden könnte; aber wenn er auch nicht widersprach, so dachte er doch im stillen: „Was soll denn das für eine Gefahr sein? das kann ich gar nicht einsehen. Man muß doch die Ängstlichkeit nicht zu weit treiben.“ Und so tat er's eben immer wieder, so oft es ungesehen geschehen konnte. Allein was geschieht? Obwohl er bei der Nähe seiner Konfirmation an ganz andere Dinge hätte denken sollen, so verleitet ihn doch der Leichtsinns und die Lust zum Verbotenen eines Abends, da er von der Schule im Städtchen nach Hause geht, sich auf eine Kutsche hinten aufzusetzen, die an ihm vorüberfährt. Während er damit beschäftigt ist, werden die Pferde von einer Kuh, die ihnen entgegenrennt, erschreckt, weichen einige Schritte zurück, Eugen fällt herunter und die zurückweichenden Räder gehen ihm zweimal, einmal rückwärts und einmal vorwärts, über die Beine. Ihr hättet sein Schreien hören sollen! Ich glaube, die Lust, hinten auf eine Kutsche zu sitzen, wäre euch auf siebzig Jahre hinein vergangen. Die Leute in der Kutsche erschrafen natürlich sehr, hoben den Knaben auf und brachten ihn unter beständigem Schreien und Wehklagen zu seinen Eltern. Man holte den Wundarzt, man holte den Arzt aus der Stadt; im Anfang war sogar die Rede davon, daß ihm beide Beine würden abgenommen

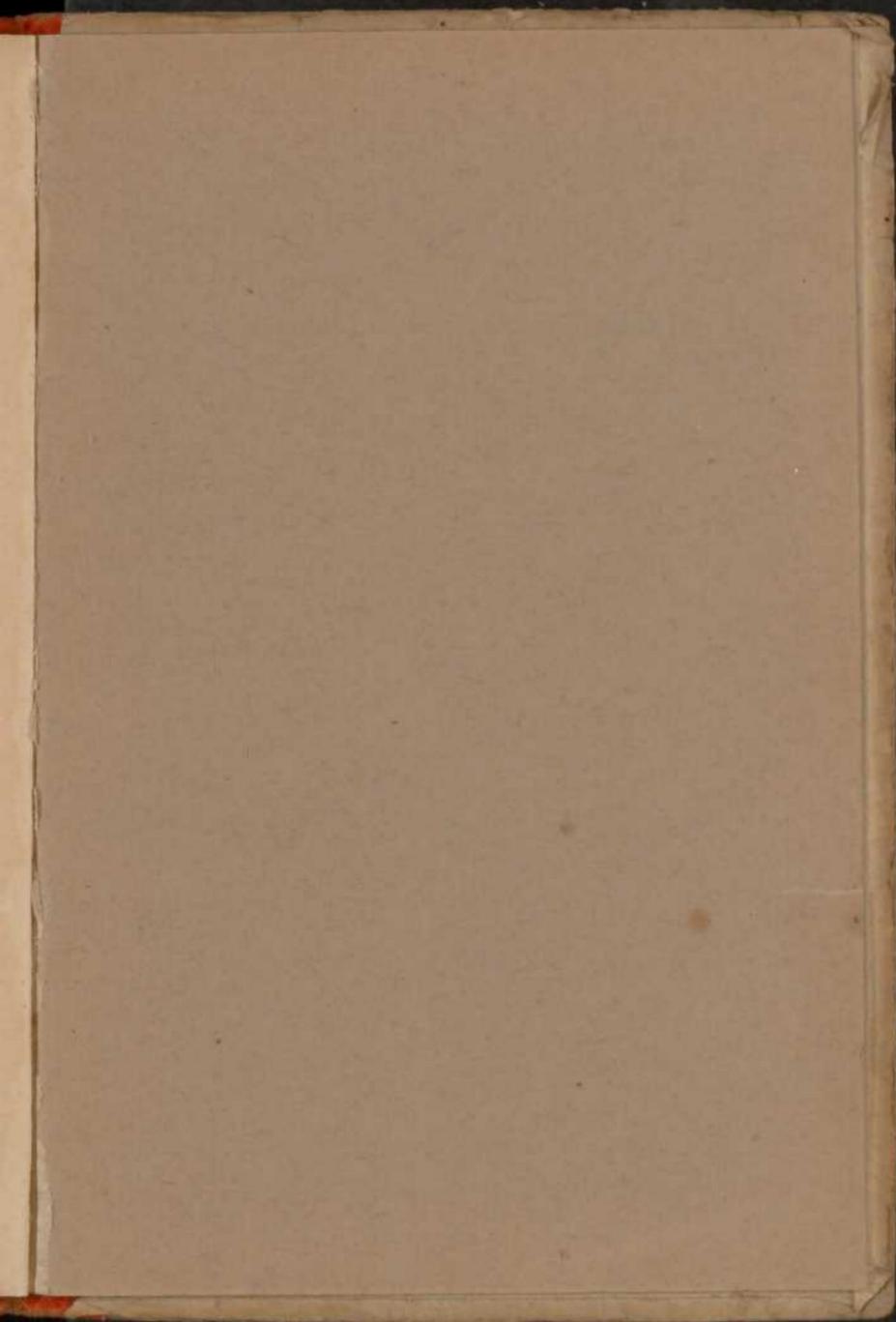
werden müssen. Ach, ihr habt keinen Begriff von seinen Schmerzen, von seiner Angst! Und zu all dem kam auch noch die Stimme seines Gewissens, die ihm sagte, daß er sich durch seinen elenden Ungehorsam dieses furchtbare Unglück selbst zugezogen habe. Die Eltern brauchten ihm keine Vorwürfe zu machen; er sagte sich alles selbst. „Ach, warum hab ich's nicht bleiben lassen!“ rief er sich selber zu, „aber jetzt ist's zu spät. Was wird aus mir werden!“

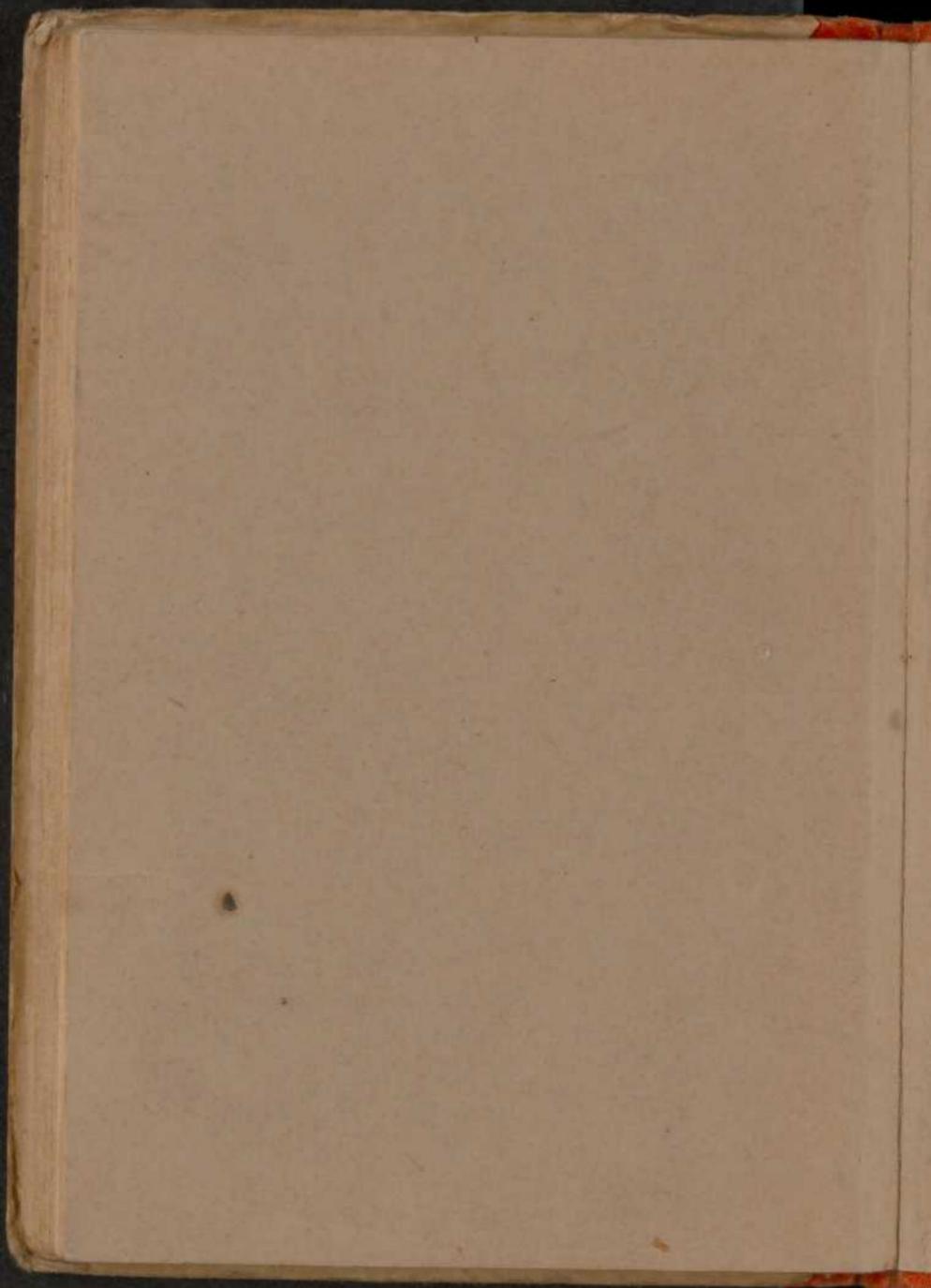
Nun, was ist aus ihm geworden? Ein Krüppel, wie ich ihn im Wildbad sah. Die Beine wurden zwar zur Not geheilt, daß er an Krücken sich mühselig fort-helfen konnte; aber er litt immer Schmerzen und mußte von Zeit zu Zeit durch eine Badekur in einem warmen Brunnen sich Linderung zu verschaffen suchen. Er war schon in Baden-Baden gewesen, auch in Gastein, und jetzt wollte er die Quelle im Wildbad versuchen.

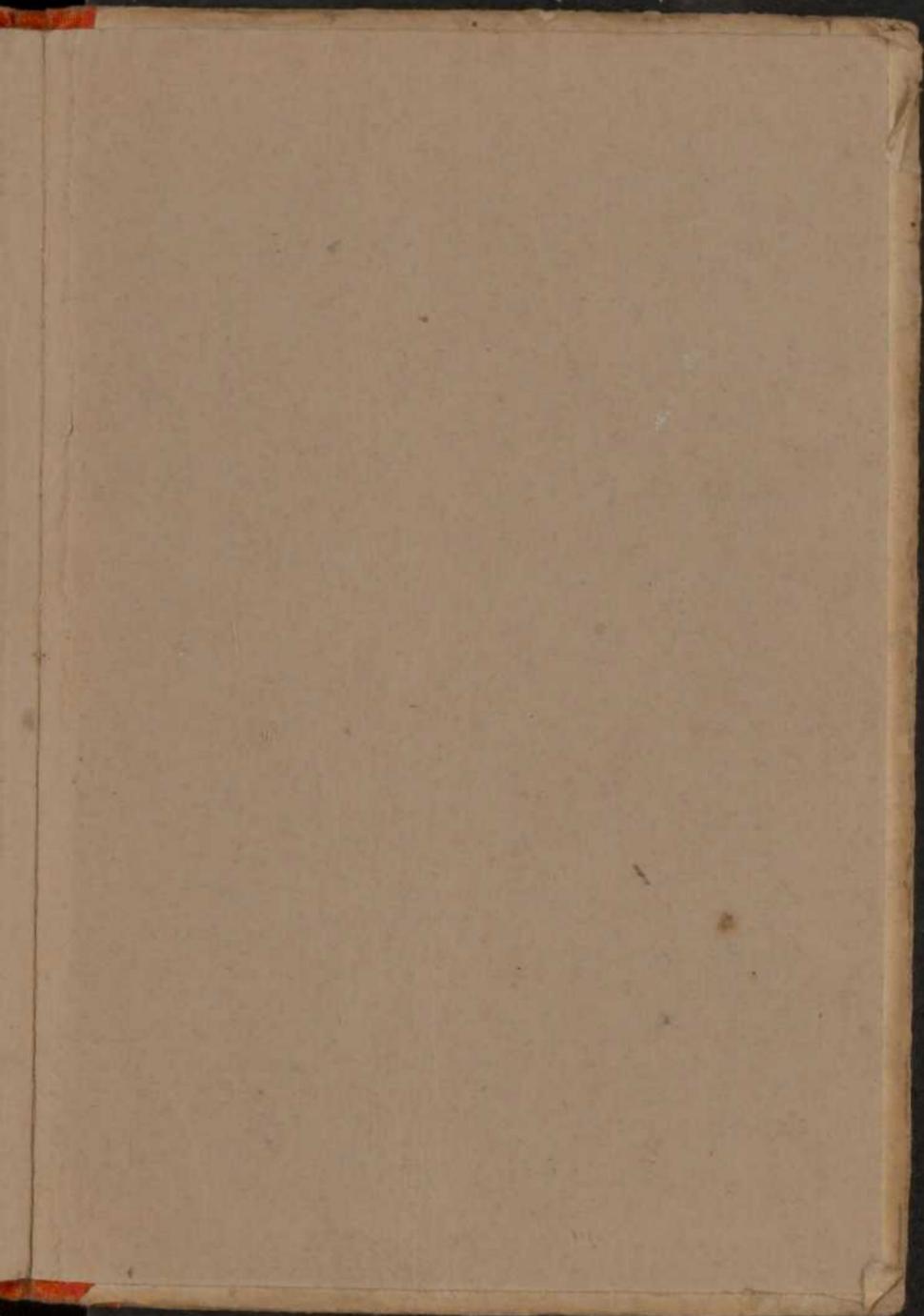
Etwas Gutes war aber doch auch bei diesem unglücklichen Fall. Sein Eigensinn und Ungehorsam war auch unter das Rad gekommen und abgeknickt worden wie eine gläserne Röhre. Auf seinem Schmerzenslager kam er zur lebendigen Erkenntnis seiner Sünden und suchte und fand Vergebung bei dem himmlischen Vater, der um Christi willen allen reumütigen Sündern verzeiht, sobald sie ihre Sünde bekennen. Von nun an faßte er in der Kraft Gottes den festen Entschluß, dem Heiland und seinen Eltern gehorsam zu sein, und er hielt, was er versprach; und als er ein Jahr später zur Konfirmation gelangte, so war sie für ihn eine wahrhaftige Bestätigung seines Gnadenbundes. Nun erst hatte der elternlose Waisenknabe den rechten Vater gefunden; und nun erst lernte er auch dankbar die Gnade schätzen, daß ihm Gott als einem verlorenen Kindlein solche Eltern zugeführt

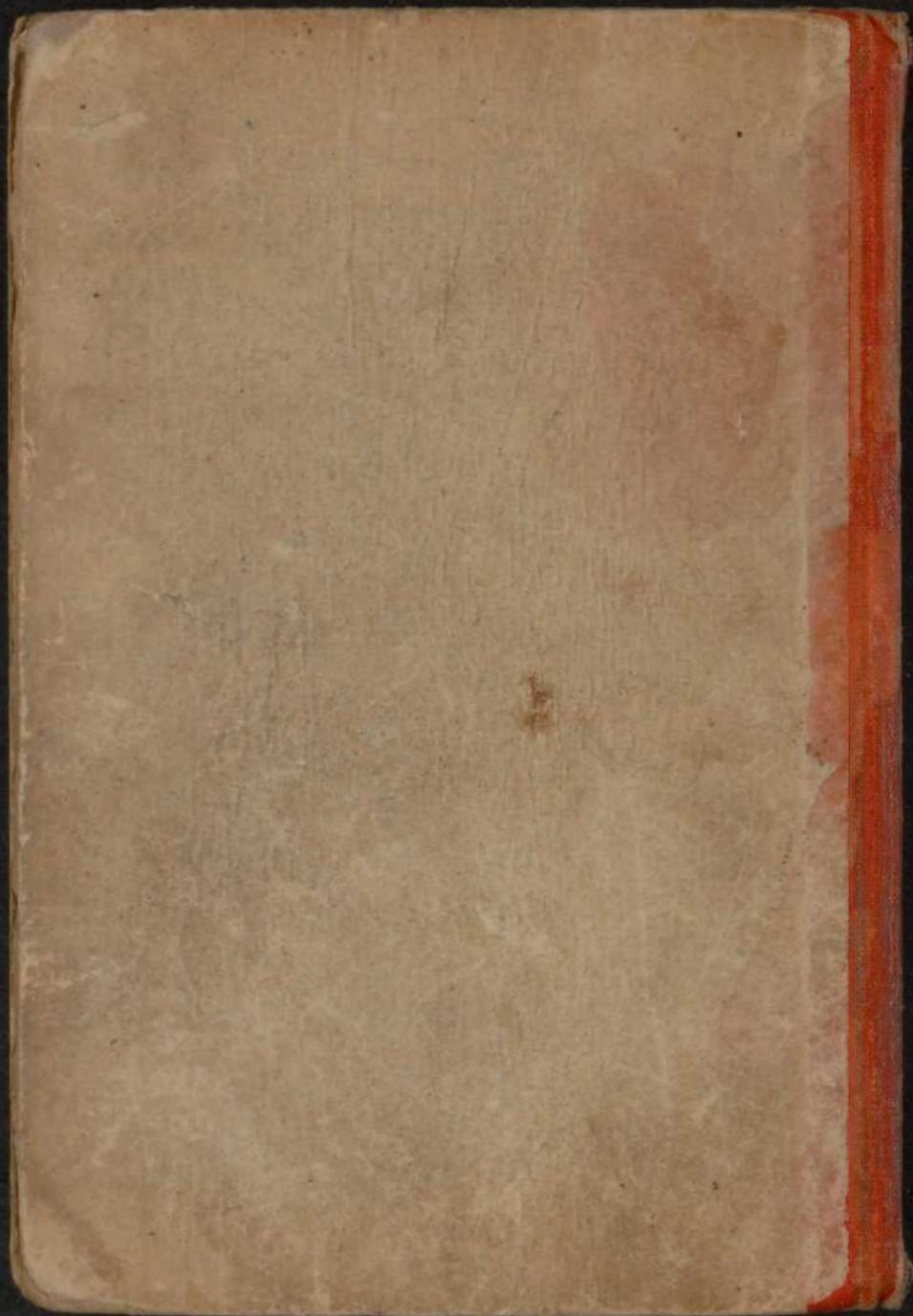
hatte, die ihn mit dem Heiland der Sünder und mit dem einzigen Weg zur Seligkeit bekannt machten, den er vielleicht in seiner Heimat nicht gefunden haben würde.

Während uns Eugen diese Geschichte erzählte, merkte ich meinem Freunde an, daß er nachdenklich und unruhig wurde und gern etwas sagen zu wollen schien. Er rückte auf der Bank hin und her, wollte aber doch die Erzählung nicht unterbrechen. Als aber Eugen geendigt hatte, sagte mein Freund: „Ich meine fast, ich werde Ihnen einen Aufschluß über Ihren Geburtsort und Ihre Familie verschaffen können. Mein Vater war Pfarrer in B. auf dem Schwarzwald, und ich erinnere mich dunkel, als Knabe gehört zu haben, daß ein Kind aus seinem Filial auf dem Heimweg von der Taufe verloren gegangen und nachher von einer Krämerin gefunden worden sei. Wenn Sie es wünschen, will ich dorthin schreiben und den jetzigen Pfarrer fragen.“ Eugen war natürlich über diese Hoffnung sehr erfreut und nahm das Anerbieten mit Dank an. Ich wartete das Resultat nicht ab, habe aber späterhin von meinem Freunde gehört, daß Eugen wirklich seine Heimat aufgefunden habe; und da erfuhr ich denn auch die obigen Umstände, die man damals, als Eugen die Geschichte erzählte, noch nicht wissen konnte. Von ihm selbst habe ich seitdem nichts mehr vernommen. Ich hoffe aber, es werde keiner meiner jungen Leser es darauf ankommen lassen, den Gehorsam erst unter einem Kutschenrad zu lernen.









ZSFA GA

UB BIELEFELD

4.11

990/4399666+01



K.

KLZ

99

ZSFA

GA